

RICHARD LORENZ

KINDER
LAND

DRITTER TEIL:
SOMMER-
WOLKEN

hey! MYSTERY

Richard Lorenz

Kinderland

Dritter Teil

Sommerwolken

Copyright der eBook-Ausgabe © 2014 bei Hey Publishing GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur,
München

Coverabbildung: FinePic®, München

Autorenfoto: © privat

ISBN: 978-3-95607-007-5

Besuchen Sie uns im Internet:

www.heypublishing.com

www.facebook.com/heypublishing

Besuchen Sie den Autor im Internet:

www.richardlorenz.de

www.facebook.com/richard.lorenz

Richard Lorenz, *Kinderland – Teil 3: Sommerwolken*

Die Zeit kennt kein Erbarmen – so wie die Geister der Vergangenheit, die noch immer die Träume der Menschen heimsuchen. Das Jahrhundertunwetter vor dreizehn Jahren hat die Einwohner der Stadt wie eine Sintflut bestraft, doch der Weg zur Erlösung ist noch weit. Und nur die guten Seelen sind bereit, ihn zu gehen.

Die Morphin-Tabletten lassen nach, aber ich darf heute keine mehr nehmen. Das wäre leichtsinnig. Ach, was soll's ... was soll's. Eigentlich sollte ich schon längst im Bett sein, aber wer weiß, ob ich mich morgen noch an alle Einzelheiten erinnern kann. Geschichten wollen erzählt werden, vor allem Geschichten,

die wahr sind. Rücken Sie ruhig noch ein wenig näher, ich beiße ja nicht. Ich nicht ... Die Kinder von 1986 sind erwachsen geworden, doch die Schrecken jener Allerheiligennacht sind unvergessen. Knapp dreizehn Jahre später braut sich über der kleinen Stadt in Bayern erneut ein Sturm zusammen, ein Geistergewitter aus Erinnerungen und Entsetzen. Die Kinder von damals wissen nicht, was geschehen wird, doch sie ahnen, dass ihre Zeit nun gekommen ist. Mit tapferen Herzen machen sie sich auf den Weg ins Kinderland. Dorthin, wo die Lebenden die Antworten begraben haben, nach denen die Toten so unerbittlich verlangen.

»Sommerwolken« ist der dritte Teil der Mystery serial novel »Kinderland« – sie kommen!

Der Autor



Richard Lorenz, geboren 1972 in Freising, und heute in München lebend, arbeitete im Bereich der onkologischen Pflege und Palliativmedizin, als freier Journalist für die Süddeutsche Zeitung Freising und als Konzertveranstalter, bevor er sich ganz auf das literarische

Schreiben konzentrierte. Zahlreiche seiner Kurzgeschichten wurden seither veröffentlicht. Im Frühjahr 2014 erscheint zudem sein erster Roman »AMERIKA PLAKATE oder wie Leibrand aus der Welt fiel« in der Edition Phantasia.

*Ich hörte sie singen, dort draußen. In
jenem Herbst des
Jahrhundertunwetters 1986. Stimmen
und Schreie und eine Menge toter
Menschen.*

*Ich ging zu einigen Beerdigungen.
Der lehmige Boden eingesunken, die
Särge aufgereiht. Ich meide
Begräbnisse. Nicht so wie die alten
Weiber, die sich keines entgehen
lassen. Sie wissen schon, jene Art von
alten Damen, die man schon von
weitem riechen kann. Sie riechen nach
Mottenkugeln und einem Hauch von
Weihrauch. Nach Verfall und kranker
Vorfreude auf das Paradies. Einem
Paradies, das es nicht gibt. Nicht hier,
und schon gar nicht dort. Das haben*

mir die Geister verraten.

Während der Priester eine seiner Reden hielt (wie gewohnt ein wenig angetrunken), ging ich ein Stück weg von der offenen Grube und sah mich um. Ich holte meine Kamera aus der Manteltasche, Gott weiß, warum ich sie eingesteckt hatte. Zum Glück hat es niemand bemerkt, denn dann würde ich heute nicht vor meinem Haus sitzen, sondern in der geschlossenen Abteilung. Und ich glaube nicht, dass Sie sich dann meine Geschichte anhören würden, oder?

Ich ging hinter die letzten Reihen der Grabsteine (die blutroten Buchstaben darauf begannen zu verblasen) und blickte durch den Sucher der Kamera.

*Sie saßen auf dem Dach der
Leichenhalle wie stumme Krähen auf
einer Telefonleitung. Einige sprangen
von Grabstein zu Grabstein, oder
vielmehr schwebten sie, als würden sie
an unsichtbaren Fäden gezogen.*

Leichenblasse Mondkinder, unzählige.

*Damals dachte ich mir, dass das wohl
der Preis dafür war. Dafür, dass wir
die Kinder dort oben vergessen hatten.
1973. Heute bin ich mir nicht mehr so
sicher, ob es nur wegen des Grabhügels
so gekommen ist. Vielmehr denke ich,
dass die Kinder im Murr-Haus nur der
berühmte letzte Tropfen waren, die das
Fass zum Überlaufen brachten.*

*Natürlich spreche ich von der Sache
mit dem Kinderland.*

*Ein Sprichwort sagt: Wer Wind sät,
wird Sturm ernten.*

Und so war es dann auch.

*Nicht mehr lange, und ich werde bei
meiner Frau sein. Im Himmel oder
sonst wo. Die Morphin-Tabletten
lassen nach, aber ich darf heute keine
mehr nehmen. Das wäre leichtsinnig.
Ach, was soll's ... was soll's.*

*Eigentlich sollte ich schon längst im
Bett sein, aber wer weiß, ob ich mich
morgen noch an alle Einzelheiten
erinnern kann. Geschichten wollen
erzählt werden, vor allem Geschichten,
die wahr sind. Rücken Sie ruhig noch
ein wenig näher, ich beiße ja nicht. Ich
nicht ...*

Das Allerheiligenmädchen lag im Koma, und die Welt drehte sich weiter. 1986. Der Winter kam über die Stadt und schließlich ein neues Jahr. Die Leute waren auf der Hut, wussten aber nicht mehr, wovor, vor wem. Drehten sich auf der Straße um, weil sie glaubten, Schritte zu hören. Schliefen schlecht, träumten nicht mehr von schönen Dingen, hofften, überhaupt nicht mehr zu träumen.

Ob danach noch Kinder verschwanden? Ich weiß es nicht. Der Pulsschlag der Stadt hatte sich verändert. Es war den Leuten eine Lehre gewesen, um es so zu sagen. Wer wollte schon zum nächsten

Allerheiligen in der Leichenhalle hängen? Oder liegen? Auch wenn wir die Gespenster nicht sehen konnten, konnten wir sie doch spüren. Sie waren da. In der Einsamkeit unserer Träume, in den Herzen voller Schuld.

Noch eine kleine Wahrheit auf den Weg: Der Mensch vergisst. Oder besser: Der Mensch verdrängt die Dinge, die ihm nicht gefallen. Jedenfalls hatte ich das Gefühl, je mehr Zeit verstrichen war. Damals ... Wir brauchten nicht viel, und das Geld, das meine Frau verdiente, reichte für uns beide. Wir haben keine Kinder, wissen Sie? Ach, das hab ich schon erzählt? Richtig ... Nun, ich übernahm den Haushalt und das Kochen. Sie können

*mich mitten in der Nacht aufwecken
und ich zaubere ihnen einen
Kartoffelaufflauf – meine Frau liebte
Kartoffelaufflauf ... Jedenfalls vergaßen
die Leute die Allerheilignacht und
das, was passiert war, oder sie
verdrängten es, so genau kann ich das
natürlich nicht sagen. Das
Jahrhundertunwetter und die Leichen,
die seltsamen Geschehnisse in jenem
Herbst. Aber wir alle wussten: Das
Feuer war entzündet. Denn das
Allerheiligenmädchen war nicht alleine
gewesen bei ihrem mutigen Versuch,
die Stadt, die Kinder zu retten. Sie sind
alle noch hier, und sie waren natürlich
auch 1999 hier. Karlas Freunde aus
jener Nacht.*

Erinnern Sie sich an das, was ich über die Zyklen gesagt habe? Alles wiederholt sich, alles kommt wieder. Es ist unsere Aufgabe, diese Dinge zu beeinflussen. Ja, davon bin ich fest überzeugt. Die Kinder von 1986 sind erwachsen geworden. Viele von ihnen zogen weg von hier. Ich hätte dasselbe getan.

Was halten Sie von dem Gedanken, dass Menschen andere Menschen so stark beeinflussen können, dass sie sich verändern? Ich glaube daran. Wenn Sie ein Mädchen vor dem Ertrinken retten, dann verändern sich zwei Leben. Nichts wird mehr so sein wie vorher. Ich glaube, das funktioniert auch mit Träumen. Jedenfalls, wenn die Träume

stark und hell genug sind.

Wir werden gleich Thomas, Leonard und Magdalena begegnen. Von Karlas Bruder werden wir auch hören.

Geschwisterherzen können außerordentlich stark sein. Stärker als Löwenherzen.

*Wir kommen dem Wunder näher.
Haben Sie noch ein wenig Geduld. Das Jahr 1999 war eine Zeit, in der man vor allem eines haben musste: Geduld.*

Denn zur Erlösung ist es ein weiter Weg.

Die verlorenen Erwachsenen

Sommer 1999

Tom

Thomas Dobler, den früher alle Tom genannt hatten (heute tun das nur noch wenige, manchmal seine Frau), hatte mehrmals versucht, der dunklen Stadt und ihren noch dunkleren Träumen zu entkommen. Den alten VW-Bus mit den Rostflecken an beiden Türseiten vollgestopft mit allem, was er finden konnte, auf schmalen Straßen unterwegs, weg von dort. Aber schon im ersten

Motel, ein flackerndes Werbeschild mit gebrochenen Neonröhren über dem Fenster, hatte ihn dieses Gefühl von Übelkeit eingeholt. Tom kannte es nur zu gut. Selbst auf kleinen Booten und ruhigem Wasser musste er sich nach nur wenigen Minuten übergeben.

Kalkweißes, verschwitztes Gesicht, das ihn aus dem fleckigen Spiegel über dem dreckigen Waschbecken anstarrte. Noch ein paar Stunden Fahrt, und er hätte ein neues Leben erreicht. Ein Leben fernab der alten Geschichten und der alten Träume; ein neues Leben hinter den Augen, die so viel gesehen hatten. Zu viel.

Jeden Tag dachte er daran. Es hätte alles anders kommen können, wären sie

zusammen auf den Grabhügel gegangen, hätten das Murr-Haus erreicht. Aber ohne Karla hatten sie keine Chance. Sie war der Magnet, der alles Unheil angezogen und somit von ihnen ferngehalten hätte. Weiß Gott, wie sie zurückgekommen waren, das Gewitter über ihren Köpfen niederbrechend. Aber sie hatten es geschafft, trotz der grellen Kinderstimmen in den Häusern, trotz der Augen, die sie anstarrten aus der Dunkelheit, trotz der schmatzenden Geräusche aus den finsternen Winkeln der Gassen. Sie waren zurückgekehrt in die Fabrikhalle, in der es immer noch nach Tabak roch. Dort hatten sie sich versteckt, bis alles vorüber war, inmitten der anderen Kinder, beschützt

und doch allein. Regen, Hagelkörner und Gespensterknochen an den großen Fenstern klopfend, um Einlass flehend. Die Erinnerung daran war verschwommen, aber immer noch klar genug. Wie oft hatte er sich gewünscht, alles zu vergessen. Jeden Tag.

1986 waren viele ums Leben gekommen, die Leichenhalle auf dem Friedhof war überfüllt gewesen. Über eine Woche lang Begräbnisse, die Totenglocken läuteten jede volle Stunde, sonst Stille. Keiner sprach über die Toten, nur der Pfarrer fand die üblichen Worte des Abschieds, der Rest schwieg, wollte es hinter sich bringen, alles vergessen. Mit dem ersten Schnee verlor die Stille die Bedrohlichkeit und brachte

den Menschen die ersehnte Ruhe, eine Ruhe, die in Wahrheit keine war. Aber sie half, das Leben wieder aufzunehmen und die Geister für eine Weile zu besänftigen.

Erst Anfang Februar war die Polizei in die Stadt gekommen, vier Dorfpolizisten, die vor einem Rätsel standen, einem Rätsel ohne Antwort. Massenselbstmord, hieß es schließlich, ausgelöst durch eine Massenhysterie aufgrund des schlimmen Unwetters. Ein, zwei Zeitungsmeldungen, mehr nicht. Man sprach nur noch leise darüber, in kalten Stuben und zugigen Gassen.

Natürlich hatte Tom davon erfahren, was Karla zugestoßen war. Viele Tage, an denen er vor dem Krankenhaus,

später vor ihrem Elternhaus stand und hineingehen wollte. Aber er tat es nie. Damals hatte er von ihr geträumt, Träume wie ein Nachbeben, das man dumpf vibrierend in den Knochen spürt. Undeutliche, zerrissene Episoden, die er nicht verstehen und in Zusammenhang bringen konnte. Geschichten von weit weg, aus einem anderen Land, aus einem anderen Leben. Die Träume waren weniger, leiser geworden, als sein Körper und Geist erwachsen wurden. Heute war Tom siebenundzwanzig Jahre alt und träumte nicht mehr von ihr (jedenfalls konnte er sich an keinen Traum erinnern), von Karla, dem Allerheiligenmädchen, ihrem Mädchen, ihrer Königin. Manchmal hörte er, dass

es ihr wieder schlechter ginge und dass sie wieder einmal im Krankenhaus sei, darin gefangen die Angst, dass Karla sterben würde. Dinge, die man auf der Straße zu hören vermochte, wenn man stehen blieb und die Worte einfing. Kein Mensch glaubte mehr daran, dass sie jemals wieder aufwachen würde. Nicht nach so langer Zeit.

Vor einigen Monaten hatte sich Tom einige Bücher ausgeliehen – Fachbücher über das apallische Syndrom, einige Angehörigenberichte und eines über Wunderheilungen (mit einer Gebetstafel auf der Rückseite). Er war im Wohnzimmer gesessen, die aufgeschlagenen Bücher auf dem Fußboden und auf seinem Schoß, und

hatte geweint. So sehr, dass seine Frau von oben aus dem Schlafzimmer gerannt kam.

Karla hatte ihr Leben für das ihres Bruders gegeben, das ahnte er, spürte er. Sie war nicht gestorben, aber ihr Herz war ein anderes geworden. Versteckt, begraben und nur leise schlagend. Tom konnte sich nicht an den Namen ihres Bruders erinnern, aber manches Mal sah er ihn durch die Straßen auf seinem zu großen Fahrrad fahren, als würde er sie suchen. Von seinem Büro aus konnte Tom auf die Straßen blicken, dem langen Asphaltstreifen folgend, der sich an der Kirche teilte und zum Grünen See führte. Eine schmal werdende Asphaltzunge, wildes Gras an den Rändern, das

niemand schnitt. Frostmulden, die niemand ausbesserte. Eine verlorene Straße nahe des Kinderlandes.

Schon lange hatte er den Namen nicht mehr gehört: Kinderland. Wenn er ihn leise aussprach, klang er merkwürdig fremd. Niemand betrat mehr das Kinderland, ein verwunschener Platz, ein geheimnisvoller Ort mit Fledermausflattern und Werwolfspuren. Die Bäume kahl an den obersten Stellen, die Vögel stumm auf den Zweigen, als lauschten sie dem Flüstern der ruhelosen Seelen.

Das Leben nach dem Unwetter hatte sich verändert. Die weiten Straßen schmäler, die hellen Wege dunkler. Die Bäume höher und die Gespenster darin

verwegener. Die Ratten tot oder auf der Flucht in eine andere Stadt. Als Tom am Allerheiligenmorgen nach Hause gekommen war und er seine Eltern in der Küche sitzen sah, der Linoleumboden nass und aufgequollen, hatte er ihre Angst gespürt. Zum ersten Mal in seinem Leben ahnte er, dass ihre Angst mächtiger war als seine. Vor allem die seines Vaters, der seinen Sohn ansah, als würde er herausfinden müssen, ob man diesem Jungen noch trauen konnte.

Draußen Stille. Die Herzen schlügen leiser. Sie pochten ohne Hoffnung. Das Böse darin verklungen im Sturm der vergangenen Nacht.

Leonard

Vor einigen losen Geisterträumen hatte es begonnen. Daran konnte sich Leonard Bloch sehr gut erinnern, in einer späten Julinacht, schwül und drückend. Der Mondhimmel, den er von seinem Bett aus sehen konnte, war übersät von Sternen, keine einzige Wolke.

Aufgewacht aus einem stummen Traum saß er im Bett und dachte nach. Zu gerne wäre er aufgestanden und hätte sich ans Fenster gesetzt, um eine Zigarette zu rauchen, um Stille zu finden. Auf dem Schreibtisch lag die Packung. Er hatte sich vorgenommen, weniger zu rauchen, und an diesem Tag waren es schon beinahe zwei Schachteln gewesen. Er

war aufgewacht und hatte an das Haus gedacht, in dem er nie gewesen war, das er in seinen Träumen aber oft besuchte, in der Nase der Geruch von alter ungewaschener Bettwäsche und dem Staub auf den Bücherregalen. Dieser Geruch verstärkte die Erinnerung an damals, so wie nackte Papierbögen in Entwicklerflüssigkeit lebendig werden, eingetunkt von Geisterhänden. Er hatte an das Zimmer gedacht, war die Treppe hinaufgestiegen, hatte in die dunklen Winkel und Ecken gehorcht, hatte den Garten vor Augen gehabt und das Feld dahinter. Natürlich hatte er auch an das Baumhaus gedacht.

Seit jener Nacht fragte sich Leonard, ob tatsächlich alles ausgestanden war.

Stürme, die in den Wolken schliefen, Gewitter, die nur darauf warteten, sich zu entladen, sobald man eingeschlafen war. Seine Eltern waren vor sieben Jahren innerhalb weniger Monate an Krebs gestorben. Viele hier erwischte der Krebs. Er nistete sich ein in Bauchspeicheldrüsen, Därme, Mägen und auch Gehirne. Der Krebs hatte Besitz genommen von der Stadt. Viele ahnten es, wissen aber wollte es keiner.

Mit einem Blick auf die Zigarettenschachtel öffnete Leonard die Tür. Er zögerte kurz, dann verließ er das Zimmer und ging zur Treppe.

Das Haus war klein, die Wände vor dreißig Jahren zum letzten Mal tapeziert. Von draußen konnte er die Grillen zirpen

hören, der magische Klang seiner Kindheit. Er sah auf seine Armbanduhr, kurz nach Mitternacht. In den Sommermonaten schlief er schlecht. Sein Arzt meinte, es würde an seinem Übergewicht liegen, aber daran glaubte er nicht. Vielmehr glaubte Leonard, dass es an der Stadt lag, an den verwinkelten Straßen, an den hohen Bäumen mit den schweren Wipfeln, aus denen in den Sommernächten Stimmen drangen. Immer und immer wieder, unaufhörlich. Erst ein kaum merkliches Flüstern, dann ein Summen und schließlich Gesänge, weit weg und doch nahe, wie der seufzende Klang von Walfischen aus der Tiefe des Meeres.

Der Wunsch eine Zigarette zu rauchen,

das beruhigende Zischen eines Feuerzeugs zu hören war stärker geworden. Seit damals, seit der Allerheiligennacht vor dreizehn Jahren, rauchte Leonard. Eine Zeit lang hatte er versucht, auf eine leichtere Sorte umzusteigen. Schon nach zwei Tagen hatte er es aber wieder aufgegeben. Er erinnerte sich an die Murr-Zigaretten, die sein Vater geraucht hatte. Nicht viele, vielleicht drei, vier Stück am Tag. Er sah die Packungen immer noch in den Schubladen herumliegen, der Kometenschweif darauf, die rote Schrift unvergessen. Manchmal trug sein Vater die Schachtel mit einem Briefchen Streichhölzer in der linken Brusttasche seines Hemdes, so dass der

Kometenschweif durch den Stoff zu sehen war. Darunter aber, in seinem Herzen, leuchtete kein Komet, soviel stand fest. Während der Sarg in die feuchte, modrige Erde hinabgefahren war, hatte sich Leonard gefragt, wer dieser Mann gewesen war. Viel wusste er nicht über ihn. Eigentlich so gut wie nichts. An Sonntagen war er manchmal im Vorgarten gestanden und hatte in die Ferne geblickt, die Arme herabhängend, die schwieligen Hände zu Fäusten geballt. Zweierlei Stimmen trug sein Vater in sich: Eine Stimme war leise, sie klang so, wie wenn man mit einem kranken Hund spricht, den man ins Auto lockt, um ihn dann am Waldrand zu erschlagen. Gütig, leise und bedacht.

Kein falsches Wort, kein falscher Ton. Laut und hässlich aber war die andere, die wirkliche Stimme. Sie drang aus dem Schlafzimmer seiner Eltern, nachts, wenn sein Vater glaubte, der Junge würde schlafen. Wenn er seine Frau bestrafte, dafür, dass sie einen Idioten zur Welt gebracht hatte.

Als Kind war das Leben, Leonards Leben, merkwürdig gewesen. Die anderen Kinder hielten ihn für bescheuert, eine Zeit lang ging er sogar auf eine Sonder Schule. Er war langsamer gewesen, in allem. Er hatte viel Zeit und Ruhe gebraucht, um die Welt um ihn herum zu verstehen. Aber im Oktober 1986 hatte sich alles geändert, jedenfalls für ihn. Seit damals wusste er, dass er

nicht bescheuert war, dass er etwas gut konnte, besser als die anderen. Er konnte Dinge sehen, die anderen verborgen blieben. Die Welt um ihn herum war auf einmal klar geworden, der Nebel war verschwunden, und Leonard verstand.

Die Treppe führte in den Keller. Zwei kleine Räume, feucht und kalt. Eine Neonröhre summte, das Licht darin flackerte. Leonard ließ sie immer brennen, einmal im Jahr tauschte er die Röhre aus, bevor sie kaputt gehen konnte. In einem Raum stapelten sich Dinge, unnötiger Kram, den er jedoch nicht wegwerfen wollte. Zwei alte Schreibmaschinen, ein Fahrrad, drei Lampen. Der andere Raum war so gut wie leer. Eigentlich gab es dort nur

einen Schreibtisch, einen alten Stuhl und die blauen Müllsäcke. Leonard setzte sich und schloss die Augen. Es gab nur wenige Tage, an denen er nicht hierher kam, hierher kommen musste. Es gab Nächte, an denen er vier-, fünfmal nach unten ging.

Denn Karla war hier.

Leonard dachte oft an sie. Fragte sich, wie sie wohl aussehen mochte. Ob ihre Haare immer noch wie das Gold der Herbstsonne glänzten. Natürlich hatte er gehört, dass sie sehr krank war.

Wachkoma nannte man das. Tag und Nacht schlafen, bis man stirbt und ewig schläft.

Leonard zog die oberste Schreibtischschublade heraus, entnahm

eine Packung Camel, ein Feuerzeug und einen Aschenbecher. Er zündete sich eine Zigarette an, inhalede tief. Durch den Kellerschacht konnte er einen Hund bellen hören. Die Bilder des Hauses wurden immer klarer, so als wäre er dort aufgewacht und nicht in seinem. Dann tat er das, was er jedes Mal tat. Mit der Zigarette im Mundwinkel öffnete er die unterste Schublade, und das Mondlicht fiel auf deren Inhalt.

Magdalena

Magdalena blieb stehen. Sah sich um, horchte. Die Sommergrillen sangen an den Ausläufern der Stadt. Sie mochte das. Es war ein gutes, warmes Gefühl, hier zu sein. Viel besser als im Bett zu liegen und an die Decke zu starren, zu warten, bis es Morgen wurde. Sie streifte Häuserecken und Straßenwinkel, suchte in erhellten Fenstern nach Gesichtern und Stimmen. Manchmal erschien ihr die Stadt wie tot, besonders dann, wenn sie sehr spät unterwegs war. In dieser Nacht war es schon nach ein Uhr morgens, und langsam wurde sie müde. Ihre Füße schmerzten seit dem Abend. Anders als sonst war sie von der

Arbeit nicht direkt nach Hause gegangen, um dort eine Kleinigkeit vor dem winzigen Fernsehgerät zu essen, etwas Aufgewärmtes zu einem Film mit Jack Lemmon und Walter Matthau oder was sonst an Wiederholungen lief. Die Luft war an diesem Tag so gut gewesen, dass sie gleich losgegangen war, um keine Zeit zu verlieren. Schließlich hatte sie bereits am nächsten Morgen wieder Frühdienst, was bedeutete, dass sie sich um halb sechs auf den Weg zum Krankenhaus machen musste. An ihrem weißen Oberteil steckte ein Namensschild: *Magdalena Lehmbach, examinierte Krankenschwester*. Für Magdalena war es nach dem starken Unwetter und dem Verschwinden von

Karla klar gewesen: Sie würde Krankenschwester werden. Ihre Mutter wollte, dass sie einen vernünftigen Beruf erlernen, oder einen Mann heiraten würde, der einen vernünftigen Beruf hatte. Ihr Vater, ein stämmiger kleiner Mann mit Halbglatze, hatte nur seinen Kopf geschüttelt und geschwiegen.

Immer noch musste Magdalena an die Bilder aus jener Unwetternacht denken, als sie nach Karla gerufen hatten, die Blitze über der Stadt zuckend. Schreckliche Bilder in tiefroter Farbe, getaucht in frisches, noch nicht geronnenes Blut: Magdalena mit drei, vielleicht vier Jahren, in ihrem kleinen Bett mit der Schneewittchen-Bettwäsche. Die alte Standuhr im

Wohnzimmer, die laut, sehr laut, tickte. Dann ihr Vater, der sich neben sie legte. Seine Haut nackt, weiß und feucht wie die eines toten Fisches. Und die Welt, die stumm wurde, von einer Sekunde auf die andere. Nur ein einziges Mal hatte sie diese Bilder gesehen, zwischen Auge und Seele. Aber das hatte genügt, um sie nie wieder vergessen zu können.

Vater.

In einem anderen Bild saß er in der Küche beim Essen. Fettiges Fleisch zwischen seinen dicken Fingern, Fettschlieren auf dem Bierglas. Seine Augen auf die mit einem Plastikschutz überzogene Tischdecke gerichtet, den ihren ausweichend.

Magdalena hatte nie mit ihm darüber

gesprochen. Auch dann nicht, als er vor zwei Jahren nach einem Schlaganfall im Bett lag und den Anschein machte, etwas sagen zu wollen. Vielleicht, und das dachte sie sich in letzter Zeit häufig, hatte er beichten wollen, die allerletzte Möglichkeit nutzen, um in den Himmel zu kommen. Aber sie war gegangen, bevor das passieren konnte, hinaus aus dem Zimmer, die Tür verschlossen. Ja, sie hatte gebetet, dass er sterben würde. Langsam und schmerzvoll. Und sie war erhört worden. Ihr Vater war langsam und schmerzvoll gestorben. Drei Monate lang war er zu Hause in seinem Bett gelegen, bis er es endlich hinter sich gebracht hatte. Sein Ende, ein neuer Anfang für Magdalena.

Sechs Monate später, es war ein Sonntag mit zerrissenen Wolken am Himmel, kam Magdalena von ihrer Frühschicht nach Hause, zog sich rasch um und ging zu ihrem Elternhaus. Seit ihrer Ausbildung wohnte sie nicht mehr dort, sondern in einer winzigen Wohnung über dem Gemischtwarengeschäft mit Blick auf den Dorfplatz. Ein-, zweimal in der Woche besuchte sie ihre Mutter. An diesem Tag hatte Magdalena sich vorgenommen, dass es das letzte Mal sein sollte. Ihre Mutter, die als Jugendliche Nachtclubsängerin werden wollte, war zu einer Fremden geworden, zu einer alten Frau mit trüben Augen, ein Körper ohne Seele, ohne Herz. Die Tür stand offen, und das Radio plärrte

Schlagermusik, Musik, die Magdalena immer schon gehasst hatte. Sie blickte zum Himmel, zu diesem wunderschönen Sommerhimmel mit den Kondensstreifen der Flugzeuge. Als sie das Haus betrat, ahnte sie, dass die Zeit für Besuche endgültig vorüber war.

Ihre Mutter hatte sich mit einem Bademantelgürtel (Magdalena würde die Farbe nie vergessen: Meeresblau) am Fenstergriff des Badezimmerfensters erhängt. Sie hatte sich fallen lassen, so dass der Fensterrahmen an den oberen Kanten eingesprungen, aber nicht zersplittert war. Der Wasserhahn der Badewanne tropfte. Auf dem Küchentisch lag ein Brief, der lose in einem gebrauchten Kuvert steckte.

Wenige Worte standen darin, eilig hingekritzelt, als hätte ihre Mutter Angst gehabt, einen Zug zu verpassen:

Er wollte dich umbringen.

Deshalb habe ich das andere zugelassen.

Es tut mir leid.

Magdalena blieb zwei Stunden lang in der Küche. Sie las die Zeilen wieder und wieder, kochte Kaffee, suchte nach Schnapsresten im Schrank, während ein Schlager nach dem anderen durch das Haus klang.

Auch daran musste sie jetzt denken. Daran, dass sie weder traurig noch froh gewesen war, sondern einfach nur ein höflicher Besucher jenes Hauses mit der toten Frau im Badezimmer. Ihr

Elternhaus stand immer noch leer.
Manchmal ging sie dorthin, um durch die Zimmer zu gehen, sich auf einen Stuhl zu setzen und sich zu fragen, wie sie wohl groß geworden war in diesen kleinen Räumen.

Das Fenster über ihr wurde hell.
Magdalena blieb stehen und zog ein Stück Kreide aus ihrer Jackentasche. Sie schrieb einen Namen auf die verwitterten Ziegelsteine der Fassade. Manchmal waren die Namen stark, manchmal waren sie schwach. Das Licht erlosch, und Magdalena ging weiter.

Leonard

Er nahm das Buch aus der Schublade und legte es auf den Schreibtisch. Die Zigarette verglühete im Aschenbecher, aber das war nicht wichtig. »Die Weihnachtsgeschichte« von Charles Dickens – Leonard hatte das Buch über all die Jahre aufbewahrt. Charlie hatte es in Murrs Zigarettenfabrik vorgelesen. Bevor sie nach Hause gegangen waren, hatte es Leonard unter seine Jacke geschoben und Charlie umarmt. Vor drei Jahren war Charlie bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Seine Stimme aber konnte Leonard immer noch hören, sie drang aus dem Buch, sobald er es aufschlug. Karlas Name darin verblich.

Mit Kohlestift hastig niedergeschrieben,
die Buchstaben von schweißnassen
Händen verwischt. Einige Seiten
flatterten wie Gebetsfahnen im
Atemwind.

Jede Liebe muss bewiesen werden,
dachte sich Leonard auch in dieser
Nacht. Er lächelte, dann weinte er.

Es gab Zeiten, da war alles richtig. Und
es gab Zeiten, da war alles falsch. Das
ganze Leben sogar. Jeder Atemzug. Aber
wenn die Zeit richtig, wirklich richtig
war, wusste Leonard genau, was er tun
musste. Meistens während des
Übergangs zwischen Spätsommer und
Herbst, der Regen am Himmel stehend,
an den Tagen, an denen die Sonne seinen
eigenen Schatten um ihn herum jagte.

Dann fuhr er mit dem Zug nach München, und je näher er kam, desto ängstlicher wurde er. Die Knochen zitternd, die Augen wässrig. Das Buch in seinen Händen eine Wünschelrute, die ihm helfen sollte, das zu finden, was er so verzweifelt suchte.

Er strich mit dem Handrücken über die Augen, schniefte. Zog eine weitere Zigarette aus der Packung, drehte sie in seinen Fingern und zündete sie an. Wenn er so weiter machte, würde der Krebs auch ihn erwischen.

Karla. Ein magischer Name. Ein wunderschöner Name.

Er vermisste sie so sehr. Von Zeit zu Zeit glaubte Leonard, ihre Träume spüren zu können wie das Flattern der

Schmetterlinge an windstillen Sommertagen.

Er blickte auf. Längst schon hatte er aufgehört, die Blätter zu zählen. Es waren einfach zu viele. Zwei große Müllsäcke waren noch vom letzten Jahr übrig, die Blätter darin konnte er riechen. Herbstfeuer und Papierdrachenduft, alles war darin verborgen. Auch an Tom und Magdalena musste er denken. Ihre Wege hatten sich getrennt, schon kurz nach dem Unwetter. Soviel er wusste, arbeitete Magdalena im Krankenhaus Sankt Martin und Tom in der Bücherei, einem Ort, den kaum jemand aufsuchte. Auch Leonard war noch nie dort gewesen.

Er arbeitete für Philipp Morris, fuhr

Zigarettenstangen durch die Gegend und tat somit das, was schon sein Vater getan hatte. Manchmal befüllte er die immer weniger werdenden Zigarettenautomaten an Straßenecken, in Cafés oder sonst wo. Wenn er das tat, konnte er jede einzelne Schachtel in Ruhe betrachten. Natürlich suchte er immer noch nach der Karte mit der Hexe, der geheimnisvollen Sammelkarte von 1973, von der er als Kind zum ersten Mal gehört hatte. Dann fühlte sich das, was er tat, richtig an, wenngleich er wusste, dass er sie niemals finden würde. Aber das war nicht wichtig. Er tat es für Karla, in der Hoffnung, sie würde dann endlich aufwachen.

Auch die Sache mit dem Baum tat er

für Karla. Die Leute hielten ihn für verrückt, auch wenn sie es ihm nicht ins Gesicht sagten. Seine Nachbarn nickten ihm zu, wenn er sie zufällig traf, aber Leonard spürte, dass sie Angst vor ihm hatten. Die Art von Angst, die man vor Verrückten und Entrückten hat – das wiederum verstand er nur zu gut.

Dennoch fuhr er seit sechs Jahren jeden Morgen mit der Bahn nach München (er war damals aus einem Traum aufgewacht, der ihn fortan begleiten sollte). Das Buch in seinen Händen, links und rechts am Gürtel eingebunden zwei große blaue Müllsäcke. Damit sah er wie eine Biene aus, die Blütenstaub sammelte – vielleicht war der Vergleich nicht einmal so verkehrt. Er streunte

durch die Vororte, durchquerte die öffentlichen Parks, verweilte im Englischen Garten, folgte den Vögeln in alle Richtungen. Die Orte, die wirklich richtigen Orte, waren selten und versteckt. Die Plätze, an denen die Magie funktionierte, an denen der Zauber wirkte und sich Spätsommerhimmel und Sternschnuppen trafen. Die Schnittstelle zwischen Tag und Nacht, zwischen Gutenachtgeschichte und Mitternachtsschrecken.

Hin und wieder fand er die guten Plätze an seltsamen Orten, in Seitengassen mit staubigen Fenstern und eingerissenen Vorhängen dahinter, Wäscheleinen von einem Ende zum anderen gespannt,

vergessene Kleidungsstücke, die wie Leichenhemden im Wind flatterten. Wenn Leonard glaubte, angekommen zu sein, fing er an, aus dem Buch zu lesen. Leise, kaum hörbar. Er schickte jedes Wort auf die Reise um sich herum, über die Straße, um die ganze Welt. Er horchte auf, verstummte, wartete. Wenn man ihn gefragt hätte, woran er es gemerkt haben will, dass ein Ort ein richtiger Ort war, hätte Leonard vermutlich keine Antwort darauf gewusst. Ein Gefühl zwischen Magen und Herz, zwischen Augen und Hinterkopf sagte ihm, wenn er angekommen war. Hier wäre sie entlang gegangen, dachte sich Leonard dann und lächelte. Er sah sie in seinen

Tagträumen, sah sie in diesen Straßen, eine wunderschöne Frau, ihr Duft wie der erste Frühlingswind. Ein paar Mal war er sogar sicher gewesen, ihre Wohnung gefunden zu haben. Schmale Fenster, hohe Türen.

Natürlich lachten ihn die Leute aus. Ein gebückt gehender, fülliger Mann mit fettigen Haaren und Müllbeuteln an den Hosen, der aus einem Buch vorlas und zum Himmel blickte, als würde er dort oben jene Engel finden, die ihm zuhörten. *Da ist er ja wieder, der Oberspinner*, sagten sie. Oder auch: *Schau, dass du wegkommst, sonst kommst nach Haar!*

Haar, das wusste Leonard, war die berüchtigte Psychiatrie in München – ein

Haus mit gierigen Mäulern statt Türen
und listigen Augen statt Fenstern.

Wenn er angekommen war, musste alles sehr schnell gehen. Leonard sammelte sämtliches Laub auf der Straße ein und stopfte es in seine Beutel. Wäre Karla hier gewesen, hätten die Blätter ihren Duft eingeatmet und ihr Geruch hätte sie im Herbst verfärbt. Leonard glaubte fest daran, dass man Seelen nicht aufhalten konnte, und selbst ein Wachkoma eine Seele nicht daran hindern konnte, sich auf den Weg zu machen.

Trage fort, trage fort.

Steine wurden nach ihm geworfen, und eine alte Frau schüttete brackiges Blumenwasser aus dem Fenster. »Das

kleine Flittchen wird schön langsam verrecken», glaubte Leonard gehört zu haben. Doch als er hinaufsah, war das Fenster wieder leer, ein weißer Vorhang wehte im Wind.

Tom

Selbstverständlich wusste Tom, dass seine Arbeit vergebens war. In dieser Stadt las man keine Bücher. Nur ab und zu, vorwiegend in den Herbsttagen, verschlug es ein paar Leute hierher, meistens Kinder. Im Grunde waren es ausschließlich Kinder, die durch die schwere Holztür kamen. Daneben das grüne Schild mit der Aufschrift:

Stadtbibliothek, Öffnungszeiten:

Montag bis Freitag 11 bis 17 Uhr. Wie scheues Wild, das aus dem Dickicht des Waldes auf eine Lichtung läuft, immer auf der Hut, jeder Schritt bedacht. Als erwarte sie hier das Fegefeuer, von dem der Pfarrer am Sonntag in der Kirche

sprach (seine Schilderungen waren besonders grausam, wenn er bereits angetrunken war). Mit hellen Augen und offenen Mündern durchquerten die Kinder die schmalen Gänge zwischen den hohen Regalen, und wenn sie sich unbeobachtet fühlten, betasteten sie die Buchrücken mit zitternden Fingern. Auch das taten sie mit Bedacht.

Seit der Eröffnung vor sieben Jahren hatte Tom genau elf Büchereiausweise ausgestellt. Ein trostloses Geschäft, um es so zu sagen. Aber das war ihm nicht besonders wichtig. Tom war gerne hier. Er mochte die Bücher und ihren Geruch, mochte diesen Raum und vor allem mochte er das Zimmer hinter der Kaffeeküche. Von den elf Mitgliedern

(Tom nannte sie so, irgendwie war das hier wie ein Club, ein Club der Sonderbaren) kam eigentlich nur Stephan Bremer regelmäßig in die Bücherei. Stephan war zehn Jahre alt und irgendwie anders. Vermutlich war das der Grund, weshalb er hierher kam. Jeden Mittwoch Nachmittag stand er vor Tom und zeigte mit ernsthafter Mine seinen Ausweis vor. Tom prüfte ihn jedes Mal genau. Er wusste, wie wichtig das für Stephan war. Hier wurde er wahrgenommen, hier durfte er ohne Angst sein, was er war: ein Kind mit Träumen und Ängsten. Tom mochte den Jungen. Stephan sprach so gut wie kein Wort mit ihm, manchmal nickte er oder schüttelte den Kopf. Das war alles.

Nachdem er seinen Ausweis vorgezeigt hatte, wartete er vor der Nussbaumtheke (auf der seit Anbeginn eine längst vergilbte Karte in einem schwarzen Rahmen stand mit der Aufschrift: *Lesen ist Urlaub für die Seele*), bis Tom ihn fragte: »Wie immer?«

Der Junge in den viel zu großen Hosen nickte.

»Ich hab es extra für dich herausgelegt. Lass dir Zeit.«

Dann ging Stephan zur Kinderbuchabteilung. Dort gab es nur zwei Regale, einen kleinen roten Stuhl und einen kleinen roten Tisch. Auf dem lag jeden Mittwoch Stephans Lieblingsbuch »Wo die wilden Kerle wohnen«. Die Ecken abgestoßen, die

einzelnen Seiten zerknittert und eingerissen. Es war schön, dem Jungen beim Lesen zuzusehen. Die Augen heller als sonst, der Mund stumme Wörter formend, von Sehnsucht und Traumwahrhaftigkeit. Siebenunddreißig Bücher hatte Tom inzwischen verbraucht, und es war nicht mehr so einfach, alte Ausgaben zu finden. Jeden Samstag durchsuchte er einige Internet-Plattformen und wurde meistens auf Ebay fündig. Natürlich durfte es nur »Wo die wilden Kerle wohnen« sein. Einmal hatte es Tom mit einer sehr schönen (und sehr teuren) Ausgabe von »Peter Pan« versucht, aber die hatte Stephan nicht einmal angefasst. Warum der Junge es tat, konnte er sich nicht

erklären. Manchmal lag Tom wach, starrte an die Zimmerdecke, hörte die Nordwinde und hatte das Gefühl, es zu ahnen. Aber dann war dieses Gefühl wieder verschwunden, und die Nordwinde wurden zu Stürmen in seinem Kopf, die nur er hören konnte.

Der Junge blätterte Seite für Seite um, langsam, bedächtig. Er lächelte dabei, vorsichtig, als wolle er seine Freude verstecken. Stephan hatte immer einen Stift in der Hosentasche, meistens einen Holzstift, manchmal einen Kugelschreiber. Er griff danach, und alles begann von vorn.

Es war an einem heißen Sommertag gewesen, daran erinnerte sich Tom genau, als er zum ersten Mal das Buch

aufgeräumt und es zuvor noch einmal durchgeblättert hatte. Ihren Namen darin zu lesen war ein Schock gewesen. Beinahe war ihm das Buch aus den Händen gefallen. Unheimlich war es, bis heute. Aber den Schrecken hatte Tom verdaut. Zumindest glaubte er das. Zweimal hatte Stephan sogar die Bilder verändert, aus dem Jungen ein Mädchen gezeichnet. *Karla*. Ihr Name in wackeligen Großbuchstaben geschrieben, die Tinte verwischt von zarten Fingern, von ungetrösteten Tränen. Der Junge konnte nicht wissen, wer Karla war. Ihre Königin, ihre Heldenin der Nacht. Das wussten nur die Kinder, die damals in der Fabrik auf Rettung warteten. Doch die war nie

gekommen. Vor allem nicht für Karla selbst. Vermutlich fühlte es sich für Stephan einfach richtig an, dem Klang ihres Namens eine Gestalt zu geben. Natürlich hätte Tom das Buch einfach wieder zurücklegen können, mit ausgestrichenen Namen – einmal hatte er genau das versucht, aber das war gründlich schiefgegangen. Stephan hatte zu Weinen begonnen, dann hatte er geschrien und das Buch von sich geworfen, ganz so, als hätte es ihn verbrannt. Die Veränderung, und darüber dachte Tom immer wieder nach, musste sichtbar werden, war unumgänglich geworden wie das Anzünden einer Kerze in der Nacht. Hinter der Kaffeeküche, die in

Wirklichkeit kaum größer als eine Besenkammer war und nur Platz für einen Bistrotisch und einen Klappstuhl bot, gab es noch einen weiteren Raum. Tom hatte bereits über ein Jahr in der Bücherei gearbeitet, als er das Zimmer entdeckt hatte. Zwei große Holzbretter lehnten gegen die Tür, verbargen sie geschickt. Der Raum dahinter war selbst für ein Archiv beachtlich groß. Der Fußboden altes Kirschholz, die Wände unverputzte Ziegelsteine, rot, wie die des Hauses beim Löwenzahnfeld. Das war in der Tat Toms erster Gedanke, als er durch die schmale Öffnung der Tür schlüpfte. Wenn er mit dem Fahrrad nach Hause fuhr, sah er das rote Haus im Augenwinkel vorbeihuschen. Es hieß,

der Knochenmann wohne immer noch dort. 1973 sei er als Einziger zurückgekommen vom Haus des alten Murr, vom Grabhügel, von den Schrecken jener Nacht. Es war schon merkwürdig, dass er kaum an ihn hatte denken müssen, dass er nie zu ihm gegangen war. Inmitten des verborgenen Zimmers jedoch waren diese Dinge vom Taumellicht befreit – die Zeit war wohl noch nicht reif, schlicht und einfach.

Im Raum gab es ein schmales Fenster, von dem aus Tom zum Murr-Haus blicken konnte, und zum Himmel. Er stand gerne dort, vor allem, wenn das Wetter umschwang und trübe schwere Wolken die Welt kleiner machten. Seiner Frau erzählte er nichts von dem

Zimmer, Claudia hätte es nicht verstanden. Er erwähnte nicht den warmen Kirschholzboden, auch nicht das Fenster und den Ausblick, den es bot. Natürlich erzählte er auch nichts von den Büchern, die er dort lagerte. Jeden Tag ein anderes Buch, mittwochs natürlich »Wo die wilden Kerle wohnen«, Ausgabe an Ausgabe gelehnt. Das selbst zusammengeschraubte Regal wackelig, der Stuhl daneben zerschlissen. Das hier war der beste Ort der Welt, fand Tom. War sein Leben zuvor noch fahrig gewesen, lose Traumfragmente, die ihn unruhig machten, bekamen seine Träume in diesem Zimmer wieder Stimmen. Zwar noch leise, unverständlich, aber sie waren da.

Und das war gut. Sehr gut.

Magdalena

Beinahe dreizehn Jahre waren vergangen seit dem Jahrhundertunwetter. Sie alle waren erwachsen geworden. Die Schritte leiser, die Atemzüge länger. Magdalenas Onkel hatte am 1. November in der Leichenhalle gehangen. Sein Name auf dem Grabstein stand nur wenige Wochen, jemand hatte ihn ausgekratzt. Und so blieb es bis heute, eine freigeschabte Stelle auf dunklem Basalt. Als hätte er niemals existiert.

Magdalena ging nicht gerne auf den Friedhof, auch nicht zum Grab ihrer Eltern. Den Friedhofswärter aber mochte sie. Frank, der Leichenwäscher, wie ihn die Leute ein wenig abfällig

nannten. Einmal im Monat tauchte Frank im Krankenhaus auf, seine Lunge und sein Herz wollten nicht mehr so recht. Wasser staute sich in den Beinen, so sehr, dass seine Füße nicht mehr in die Schuhe passten. »Jeder muss sterben, warum sollte ich eine Ausnahme machen?«, sagte er dann und zeigte ein Alte-Männer-Grinsen, das Magdalena jedes Mal erneut ein Lächeln entlockte. Dabei, und das wusste jeder hier im Sankt Martin Krankenhaus, müsste Frank eigentlich schon längst tot sein. Mit seinem Röntgenbild konnte man junge Assistenzärzte in Schockstarre versetzen – es zeigte ein ausgeprägtes Bronchial-Karzinom, und das bereits seit drei Jahren. Zweimal im Jahr schoben sie ihn

durch das CT, um Metastasen zu suchen, aber auch, weil sie ihrem eigenen Urteil nicht trauten. Die Ärzte wollten unbedingt, dass Frank eine Chemotherapie machte, doch er blieb sämtlichen Terminen fern. Außer seinen Beinödemen hatte er keine Beschwerden – keine ausgeprägte Atemnot, kein Erstickungsgefühl und keine Schmerzen.

Jeder im Krankenhaus hatte seine eigene Theorie darüber, weshalb Frank immer noch am Leben war. Immer wieder gab es Patienten, die nicht sterben konnten, bis endlich der Mensch zu ihnen kam, den sie am meisten vermissten. Daran glaubte auch Magdalena, denn sie hatte es oft genug erlebt. Frauen wie Männer, deren Atem

flach und stockend war, deren Herzfeuer aber weiter glomm. Herzfeuer konnten nur Menschen löschen, die man liebte. Ihnen oblag die letzte große Aufgabe eines Lebens, während die Welt außerhalb des Krankenhauses wie ein Riesenrad an der höchsten Stelle stehenblieb.

Karla wurde regelmäßig ins Krankenhaus gebracht. Zwar hatten ihre Eltern eine Krankenschwester eingestellt, die Karla pflegte, aber sobald sich ein Infekt ankündigte oder ein neuer Dekubitus abzeichnete, war die Zeit gekommen, ihre Suite 283 im Sankt Martin zu beziehen. Natürlich auch, wenn es Ärger mit der künstlichen Ernährung gab und ihre PEG verstopft

war, oder Karla einen neuen Katheter brauchte.

Jeder mochte Karla. Sie war der Glücksbringer der Krankenstation. Es hieß, wenn man sich etwas wünschte, müsste man sich nur an das Bett stellen, ihre Hand nehmen und ihr den Wunsch ins Ohr flüstern. Dann würde er in Erfüllung gehen. In jedem Krankenhaus gibt es solche Geschichten, aber bei Karla funktionierte es tatsächlich. Nicht immer, aber oft genug. Es war, als wollte man den lieben Gott herausfordern. Oder den Teufel. Vielleicht sogar beide.

Eines Tages wagte es Schwester Anna, die seit ihrer Kindheit Zahnschmerzen hatte. Ihre Zähne, und das erzählte sie

jedem, der es hören und auch jedem, der es nicht hören wollte, seien schon immer schlecht gewesen. Die Zahnärzte bohrten und zogen, aber schon eine Woche später schmerzte ein anderer Zahn. Schwester Anna wurde schon völlig verrückt, wenn man nur von Zähnen sprach. Also wünschte sie sich an jenem Sommertag 1991 neue Zähne von Karla. Obwohl Schwester Anna seit einigen Jahren in Pension war, erzählte man sich die Geschichte heute noch: Sie sei in der Nacht aufgewacht mit einem merkwürdigen Gefühl im Mund. Einen kaputten Zahn nach dem anderen ausgespuckt, saß sie zahnlos im Bett und zitterte vor Aufregung. Dann kamen die Schmerzen. Schneeweisse Zähne

sprossen aus ihrem Zahnfleisch wie frische Bäume aus regensatter Walderde. Ihr Mund klappte auf und zu, und wäre sie nicht ohnmächtig geworden (die Schmerzen waren unerträglich, rollende Glasscherben in ihrem Mund), hätte sie mit ihren Schreien die Stadt aufgeschreckt. Am nächsten Morgen begrüßte sie alle mit dem strahlendsten Lächeln.

Daraufhin hatte sich einer der Ärzte Geld gewünscht. So viel Geld wie er im Leben nicht ausgeben konnte. Als er vier Tage später zur Arbeit kam, sah er entsetzlich müde aus. Seine Augenringe hatten mittlerweile die Farbe von Gewitterwolken angenommen. Es gab viele verschiedene Geschichten darüber,

was passiert war. Die Schwestern hatten gehört, das Geld würde in seinen Hosentaschen wachsen. Im ganzen Krankenhaus lagen schimmernde Münzen auf dem Fußboden, in der Luft wirbelnde Geldscheine wurden von der Klimaanlage wie Papierflugzeuge davongetragen. Der Arzt kaufte sich neue Hosen, aber kaum hatte er sie angezogen, füllten sich die Taschen erneut. Karla war zu dem Zeitpunkt längst schon wieder entlassen worden, aber vermutlich hätte es keinen Unterschied gemacht. War ein Wunsch einmal ausgesprochen, blieb er. Eines Abends, erzählten sich die Krankenschwestern, sei der Arzt an den Kühlschrank gegangen und habe drei Ampullen Alt-

Insulin herausgenommen. Die Stationsschwester fand einen Fünfzig-Mark-Schein zwischen den abgestandenen Urinproben. Den Arzt selbst fand man zwei Tage später tot in seiner Wohnung, mit heruntergelassener Hose und unzähligen Einstichen im Oberschenkel.

Vielleicht war das auch der Grund, weshalb keine der Krankenschwestern Karla Gerber gerne anfasste, aus Angst, sie könnte Gedanken lesen und ein versteckter Wunsch könnte sich selbständig machen. Karin Schuster zum Beispiel, die noch nicht lange hier arbeitete, wünschte sich nichts sehnlicher als größere Brüste. Sobald Karla wieder einmal ihre Suite bezogen

hatte, meldete sich Karin für die nächsten Tage krank. »Brüste können platzen, ob ihr es glaubt oder nicht. Hab davon gelesen, bei diesen künstlichen Dingern. Ohne mich«, sagte Karin. Sie nahm so viel Urlaubstage wie möglich und kehrte erst zurück, als Karla wieder zu Hause lag. Jeder verstand das.

Magdalena hingegen berührte Karla gerne, sehr gerne sogar. Denn ihre Wünsche waren im gleichen Sturm gefangen wie die Wünsche jener dünnen Frau im kalkweißen Krankenhausbett. Namen, nichts als Namen. Nicht mehr und nicht weniger. »Auld lang syne« summend, nahe bei ihr. Die surrende Ernährungspumpe, über den Gängen das gleichmäßige Piepen eines Monitors.

Das leise Atmen der anderen Patienten, verstreut in viel zu großen Betten. In der Luft, allgegenwärtig, der Tod. Karlas Augen halb geöffnet, Salbenreste in den Augenwinkeln und auf den Lippen.

So kamen die Namen. Wie Gebete kamen sie.

Leonard

Leonard fragte sich, ob es im Garten des Hauses auch einen Baum gab. Nicht vom Murr-Haus träumte er, dessen Garten und Bäume kannte er, denn man konnte sie von hier aus sehen. Unendlich weites Geäst, das bei tief hängenden Wolken den Himmel berührte. Wenngleich er auch niemals in Roberts Elternhaus gewesen war, träumte Leonard davon. Es lag in jener Straße, aus der – das behaupteten alle – nur schlechte und dumme Menschen kamen. Menschen, die eines Tages stehlen und lügen würden. Die die Tollwut im Blut hätten. Leonard fragte sich, ob es dort einen Baum gab, bei dem es funktionieren könnte.

Tatsächlich funktionieren, nicht so wie bei dem Baum in seinem Garten, dem Löwenzahnbaum, so gelb wie die Sonne im August. Einen Herbst lang hatte es Leonard mit Löwenzahnblättern versucht. Keine gute Idee, wie er am nächsten Morgen feststellen musste. Das folgende Jahr hatte er es mit Ahornblättern probiert, aber auch das war schief gegangen. Zwei Spindeln Drachenschnur waren verbraucht, seine Hände aufgeschürft und schmerzend. Ein Blatt nach dem anderen hatte er an die Zweige geschnürt, sie mussten trocken sein, damit sie nicht zu schwer wurden. Aber die Nachtwinde hatten die meisten davongeweht. Die Nachbarn standen am Zaun und unterhielten sich leise, jemand

machte ein Foto: Ein fetter Mann, der unbeholfen auf einer Leiter steht und einen Herbstbaum mit Blättern behängt, als schmückte er einen Weihnachtsbaum. Er würde es weiter versuchen.

Schließlich war die Vorstellung in seinem Kopf so klar, dass sie einfach wahr sein musste. Irgendwann würde er die richtigen Blätter finden, am nächsten Morgen erwachen und das Wunder mit eigenen Augen sehen.

Im Verlauf des Sommers fragte sich Leonard oft, ob es vielleicht am Baum lag und nicht an den Blättern. Mit dem falschen Baum konnte er natürlich kein Glück haben. Schon als Kind hatte er zerrissene Träume gehabt. Damals, vor dreizehn Jahren, vor dem großen

Jahrhundertunwetter, hatte Leonard die dunklen, unendlichen Wolken gesehen, den Donner gehört, die Blitze gespürt, tief in seinem Bauch. Eingenässt war er in seinem Bett aufgeschreckt und hatte gewusst, dass er Kerzen und Zündhölzer sammeln musste, wenn alles funktionieren sollte – wenn sie überleben wollten. Von den anderen Kindern hatte er nicht geträumt, jedenfalls konnte er sich nicht daran erinnern. Nur von dunklen Straßen und Wegen, von geheimnisvollen Räumen, von Gespenstern in jedem Wandschrank. Seinen Eltern hatte er davon nichts erzählt. Schließlich war er der Junge, der jeden Schultag von dem kleinen weißen Bus voller Idioten abgeholt

wurde. *Geistig zurückgeblieben*, murmelten die Leute, wenn sie über ihn sprachen. *Der Junge hat nicht alle Tassen im Schrank*. Wenn er versuchte, sich an früher zu erinnern, waren die Eindrücke unscharf. Geradeso, als hätte sich ein großer böser Traum über ihn gelegt, der ihn zu erdrücken drohte. Leonard hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eines Tages daraus zu erwachen.

Tom

Die Sonne spiegelte sich auf dem Holzboden, Schattenstreifen zwischen den Fugen. Tom hatte seine Schuhe ausgezogen und sie neben das Regal gestellt. Ein Freitag, kurz nach Mittag, durch das gekippte Fenster hörte er einige der Marktfrauen, wenige Kinder und ein paar Hunde. Eigentlich hatte er die Sachbuchregale aussortieren und aktuelle Ausgaben bestellen wollen, aber er war gleich nach dem Aufsperren der Bücherei nach hinten gegangen. Der Computer hinter der Theke surrte leise, Tom konnte seinen rasselnden Atem hören. Auf dem Fußboden lagen Ausgaben von Ray Bradbury: »Der

illustrierte Mann«, »Die Mars-Chroniken« und »Fahrenheit 451«. In diesem Raum funktionierten viele, aber nicht alle Bücher. Vielleicht würde er später seine Frau anrufen, die heute ihren freien Tag hatte. Er dachte an sie, an ihren Kuss am Morgen, als er sich angezogen und sie noch nackt im Bett gelegen hatte. Mit geschlossenen Augen hatte sie ihn auf den Mundwinkel geküsst, hatte sich umgedreht und war gleich wieder eingeschlafen. Er fragte sich, warum er nicht bei ihr im Bett geblieben war, am besten den ganzen Tag. Am besten für den Rest des Jahres. Seine Gedanken schweiften ab. Frühere Tage vermengten sich mit den Wachträumen aus schlaflosen Nächten.

Er hätte sich nur ein wenig aufrichten müssen, schon wäre die alte Zigarettenfabrik, Murrs großes Vermächtnis, in seinen Blickwinkel gelangt. Als wäre es gerade eben geschehen, so ungetrübt war die Erinnerung an 1986. Alles zuvor war falsch gewesen, das wusste er heute.

Sein Vater hatte aus ihm einen richtigen Mann machen wollen. Hinter ihrem Haus stand die alte Scheune mit den kaputten Fenstern und den morschen Dachbalken. Schmutzig der schlampig betonierte Fußboden, Spinnweben mit leergetrunkenen Insekten darin.

Zweimal im Jahr, einige Tage nach Neujahr und im späten Herbst, kaufte sein Vater, der wie die meisten in der

Stadt in der Zigarettenfabrik arbeitete, ein junges Schwein. Tom würde das laute Quielen und das Schaben der Hufe auf dem Beton nie vergessen. Einmal fiel frischer Schnee durch das aufgesprungene Scheunendach, und wäre das Ferkel nicht gewesen, hätte es ein schöner Nachmittag sein können, dort draußen. Nur Vater und Sohn, das Scheunentor versperrt, der Ostwind an den Brettern zerrend, um Einlass flehend.

In der Scheune gab es nicht viele Dinge – früher einmal hatten sie dort Holz gelagert, aber seitdem die neue Heizanlage in Betrieb war, stand die Scheune leer. Der Vorschlaghammer aber lag immer dort, sein Vater nahm ihn

nie mit ins Haus. Ein schweres, unhandliches Werkzeug, der Stiel am vorderen Ende vom alten, dunkel gewordenen Blut überzogen.

»Man muss das Mistvieh genau zwischen den Augen erwischen, das ist das Kunststück«, murmelte sein Vater, eine Zigarette zwischen den Lippen. Natürlich blieb das Ferkel nicht freiwillig stehen, es rannte durch angelehnte Bretter, versuchte zu entkommen.

Tom schloss die Augen. Seine Kindheit war davon gefärbt, einzig und allein davon bemalt. Das Leben eines Kindes auf zwei Tage im Jahr reduziert, die Angst vor diesem Moment so groß, dass nichts anderes zählte. Betend und

hoffend, dass es endlich aufhören möge.
Verloren die Monate dazwischen.

»Schlag es tot!« Vaters Stimme
grässlich hoch, als würde jemand
anderes sprechen. Noch heute spürte
Tom das Gewicht des
Vorschlaghammers in seinen Händen,
und manchmal, wenn er neben seiner
Frau aufwachte, glaubte er, seine Arme
nicht mehr bewegen zu können. Als
wären sie an seinen Körper genäht. Der
Junge von damals hätte gern seinem
Vater gezeigt, dass aus ihm ein richtiger
Mann werden konnte, nur damit diese
hässliche Stimme verstummte. Aber er
konnte es nicht. Sobald der Hammer in
seinen Händen lag, schloss er die Augen,
verschloss die Seelenfenster, hielt den

Atem an. »Du kleine dumme Sau, mach gefälligst deine Augen auf!«, hatte sein Vater geschrien. Acht Jahre alt war Tom damals gewesen, für immer und ewig acht Jahre alt. Grobe Hände, die den Hammer aus seinen Händen rissen, dann ein Zischen und das dumpfe Geräusch, ein fürchterliches letztes Quieken, mehr ein Kinderschrei, splitternde Knochen und ein Körper, der fällt.

Tom zitterte. Durch das kleine Fenster hörte er ein Kind lachen. In der Ecke des Zimmers flüsterten die Mäuse.

»Häng es auf, häng es auf! Schnell!« In seiner Erinnerung hatten Toms Arme alles getan, was zu tun war. Aber seine Seele weigerte sich. Ein Junge, der aus seinem Körper tritt und vom Dachfirst

aus zusieht: Ein Erwachsener und ein Kind. Die lose Ahnung, verschwommen und unscharf, dass der Hammer den Schädel des Jungen spalten würde, aber dann doch auf das Schwein niedergeht. Der Junge, der das Ferkel an den Hinterbeinen packt. Ein grobes Seil, an einen der rostigen Hacken an der Rückwand der Scheune gehängt. Ein Messer wird aufgeklappt und durchtrennt den Hals des Ferkels, frisches scharlachrotes Blut spritzt heraus. In den Händen des Jungen ein schmutziger Eimer, in den das Blut läuft. Nur allzu gut konnte sich Tom an den Geruch des Blutes erinnern, vermengt mit dem Schweiß seines Vaters. Nach 1986 hatte es aufgehört. Wie ein Schluckauf, der

den Körper nicht länger quält.

Mit dem Gefühl, dass sich die Dinge, genauso wie vor dreizehn Jahren, nochmals ändern sollten und er vor einer Tür stand, die sich noch nicht öffnen ließ, schloss Tom die Augen und dachte an Karla. Eine Schattenzunge malte ihr Gesicht auf die roten Backsteine.

Arik und der Knochenmann

Sommer 1999

Es war ein Tag Anfang September, weit nach Mittag, als er zum ersten Mal den Jungen oben am großen Baum stehen sah. Ausgewaschene Jeans, ein weißes T-Shirt, hohe Turnschuhe. Der Junge blickte auf das Löwenzahntfeld, dann wandte er den Kopf und sah zu ihm runter. Als er die Hand hob, erwiderte Christoph seinen Gruß und lächelte.

Karla schlief in dem winzigen Zimmer neben dem seinen. Jedenfalls in den Zeiträumen, in denen sie nicht die BiPAP-Maschine benötigte. Ein

Ungeheuer, das ihr beim Atmen half, mit blinkenden Lichtern und unheimlichen Geräuschen, die man vor allem nachts, wenn alles andere still war, hören konnte, so als würden Gespenster durch das Haus schleichen. Wenn sie an die Maschine angeschlossen war, lag sie unten im Wohnzimmer. Oder sie war im Krankenhaus. Aber wenn es ihr besser ging und in ihrem Hals nur eine Kanüle steckte, dann lag sie hier. Als wäre die Zeit stehengeblieben, der Rost der Zeit abgeschliffen. Nichts in Karlas Zimmer hatte sich verändert, an den Wänden hingen immer noch die alten Plakate: die Bee Gees mit Schlaghosen, Donovan mit Gitarre und Mundharmonika, an den Ecken aufgebogen, von der Sonne

gebleicht. Zu Hause konnte Arik seine große Schwester besuchen, konnte sich auf den Stuhl am Fenster setzen und mit ihr sprechen. Konnte ihr von der Schule erzählen und von den neuesten Geschichten. Manches Mal fragte sich Arik, wie lange ein Mensch so leben konnte. Wenn man eine Decke über die Beatmungsmaschine legen würde wie bei einem toten Tier und es ebenso mit der Frau im Bett machen würde, das Laken übers Gesicht gezogen, was würde passieren?

Arik war gern bei Karla. Meistens konnte er es nicht erwarten, bis er endlich wieder zu ihr gehen konnte. Bis er wieder eine ihrer Schallplatten auf den billigen Grundig-Plattenspieler

legen konnte. Joan Baez und Bob Dylan, Fleetwood Mac und Supertramp. So leise eingestellt, dass ihre Mutter nichts davon mitbekam. Sie glaubte nämlich, laute Musik würde Karla stören bei ihrem Jahrhundertschlaf. Wenn es nach Arik gegangen wäre, hätte er den Regler bis zum Anschlag aufgedreht, bis sich jeder Ton hundertmal überschlagen hätte – und mit jedem Ton das Leben. An manchen Tagen, wenn die Wolken am Himmel sich verschlossen, legte er sich zu ihr ins Bett, vorsichtig, so als wolle er sie nicht aufwecken. Er roch die Vermengung von Arzneimitteln, künstlicher Ernährungsmilch und dem Urin in dem Beutel am Fußende. Das alles war aber nicht wichtig, denn er

roch auch ihre Sommertage und den Regen, durch den sie damals gelaufen war.

Seine Eltern sprachen nie über die Allerheilignacht vor dreizehn Jahren. Arik hatte nie erfahren, warum seine Schwester für immer im Bett liegen musste, warum ihre Augen trübe und leer waren, an ihrer Stirn eine hell leuchtende Narbe, knapp über dem rechten Auge. Auf der Stirn seiner Mutter befand sich eine ähnliche Narbe, ein vererbtes Mal.

Wenn die Zeit gut war und die Träume unruhig, berührte er genau diese Stelle und glaubte zu spüren, dass Karla seine Berührung brauchte, seine Nähe, seine Liebe. Und er glaubte zu spüren, dass er

sie retten konnte. Er wusste nur noch nicht, wie.

Nichts hatte sich über Nacht verändert. Keine Bilder, keine Gerüche, keine Geräusche. An jenen Tagen setzte sich Christoph nach dem Aufstehen vor das rote Haus und sah zu, wie der Tag kam und ging, wie die Dämmerung die Sonne verscheuchte, wie die Nacht den Himmel schwärzte. Er nutzte diese Tage, um in die Stadt zu gehen, um all das zu besorgen, was er zum Leben brauchte. Viele Leute hatten Angst vor ihm, das spürte er. Sie trauten ihm nicht über den Weg, ihre Blicke gesenkt, ihre Hände unruhig. Mittlerweile machte er sich darüber keine Gedanken mehr.

Der Sturm von 1986 war längst vorübergezogen, der Himmel wieder klar. Es war genug Zeit verstrichen, um sämtliche Kisten und Schachteln, die er in dem roten Haus gefunden hatte, zu öffnen, um Dinge, die vergessen waren, auf den Boden zu streuen, sie zu befreien vom Staub der Erinnerung. Wie viele Kisten es waren, wusste Christoph nicht. Er hatte sie nie gezählt. Er wusste, es würde ihm den Verstand rauben, sein Herz brechen.

So viele Kinder, so viele verlorene Träume.

Noch vor einigen Jahren war Christoph voller Zorn gewesen. Jeden Einzelnen hätte er am liebsten angeschrien, verprügelt, aus der Stadt getrieben.

*Verscharrte Kinder, die Stadt einem
Friedhof gleich.*

Heute aber wusste er, dass der Tod mächtiger war als seine Wut. Die Alten bekamen Krebs. Die Geschwüre waren mit den Gewittern gekommen, in jedem Blitzschlag und in jedem Regentropfen lagen Unheil und Verderben. Von einem Tag auf den anderen Schmerzen und der Geschmack des Sterbens im Mund. Gräber wurden geöffnet, da sich niemand mehr um alte Erinnerungen kümmern konnte, neue mussten begraben werden. Endlose Reihen von Namen, wie ein Einkaufszettel hastig geschrieben, in ewigen Stein gemeißelt und die Buchstaben in Gold gefasst.

Auf seinen Wegen durch die Stadt sah Christoph die Namen aus Kreide an den Häuserwänden, selbst jene, die weggewischt worden waren. Sie waren überall, auf den Asphaltstreifen zwischen den Straßen, auf Telefonmasten gekritzelt. Er blieb stehen und berührte jeden einzelnen Buchstaben. Er kannte die Namen. Sie standen geschrieben auf den Kisten in seinem Haus, verborgen darin die verlorenen Schätze eines viel zu kurzen Lebens.

Wir tun Dinge, weil wir etwas kommen sehen.

Erneut waren dreizehn Jahre verstrichen, und der Herbst würde die Menschen der Stadt abermals daran

erinnern. Sollten alle die Zeichen nur für Kinderschmierereien halten! Christoph aber spürte, dass sich ein neuer Sturm anbahnte. Das Sommerlachen und die sternenklaren Nächte waren endgültig vorbei.

Manchmal wachte Christoph auf, blickte auf den gemalten Sternenhimmel über dem Bett und wusste alles über den Namen aus seinem Traum. Dann war es Zeit, zehn, fünfzehn Seiten zu schreiben, noch bevor er sich den ersten Kaffee aufbrühte und die Fenster öffnete, um die Morgenluft hereinzulassen. Eine Art Trance erfasste ihn in diesem Moment, sein Mund gefüllt mit einer fremden Zunge, seine Finger geführt von einer fremden Hand.

Es war ein anderes Schreiben als damals bei seinem Roman »Schatten«, es war tiefer und wahrhaftiger. Er sah ihr Leben wie einen Film hinter seinen Augen abspielen, sah Fotografien und vernahm leises Flüstern, so leise wie Windseufzer, die den Herbst bringen. Vielleicht hatte er mit den Niederschriften über Sara, Robert und Alfons eine Tür aufgestoßen, vielleicht kamen die Geschichten aber auch aus den Kisten, von den geheimnisvollen Dingen darin.

Christoph tippte auf der Schreibmaschine, bis der Schmerz in seinem Rücken unerträglich wurde. Vor Jahren hatte er Angst gehabt, die Worte in ihm würden verstummen, sobald seine

Hände nicht mehr in Bewegung waren, aber sie ruhten sich nur aus. Sobald Christoph einen neuen Bogen Papier in die Schreibmaschine eingespannte, lief der Motor wieder an und alles war gut. Gewöhnlich brauchte er für ein Leben drei Wochen, manchmal auch nur zwei – von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends. Dazwischen trank er reichlich Kaffee und aß ein wenig. Das Zimmer mit den Kinderlandbildern an der hinteren Wand, dem abgewetzten Sofa (Christoph hatte es von der Müllhalde geholt), dem Schreibtisch mit dem Stuhl und den Büchern füllte sich mit Papierstapeln; weißes, rotes und sonnengelbes Papier. An den Abenden saß er auf dem Sofa und las das

Geschriebene. Der Typen-Anschlag schlecht, Wörter durchgestrichen, das Papier an den Ecken gerissen.

Diese Stadt hätte eine gute Stadt werden können.

Ein Junge, sein Name war Josef Raimer, hätte später einmal Kinder gerettet, außerhalb der Stadt. Christoph wusste alles über ihn. Sein rechtes Ohr war taub, nachdem er mit sieben Jahren eine Schreckschusspistole abgefeuert hatte, und er träumte von den Engeln, die ihn wieder heilten in den Nächten. Mit vier Jahren war Josef ums Leben gekommen. In einer mondlosen Nacht hatte ihn sein Vater weggebracht, zu den Raben getragen. Blut tropfte aus seinem tauben Ohr, die Augen für immer

geschlossen. Die Bilder vom Sterben der Kinder nahm Christoph nur verschwommen wahr.

Heldengeschichten schrieb er auf gelbes Papier, das viel dünner war als jedes andere, so dass sich die Buchstaben vielmehr einstanzten als abdrückten. Und sobald er ihr Leben aufgeschrieben, die Kinder zurückgeholt hatte, gingen die Träume fort, auch das wusste Christoph. Verbleichender Kometenschweif.

Dunkle Geschichten fanden ihren Platz auf rotem Papier, nur wenige waren dunkel genug. Zwei der Kinder hätten später einmal einen Mord begangen. Diese Geschichten waren wie aufgeritzte Leiber – blutig, verzerrt, ohne Hoffnung auf Rettung. Abseitige

Mitternachtsgefühle, vermengt mit Grabsgesängen. Drei solcher Stapel zählte Christoph. Kein einziges Mal blätterte er darin. Am schmerzlichsten jedoch war es, die weißen Papierbögen zu füllen. Leben wie Blütenblätter, die in einem Sturm zum Himmel gerissen wurden. So viele Judenkinder, die im Kinderland begraben lagen. Ihre Atemzüge waren verwoben, ihre Herzschläge einsam. Knochen über Knochen. Name für Name. Leid für Leid. Mit jedem Wort ging auch ein Teil von Christoph fort. Vielleicht hätte er das Schreiben längst aufgegeben, hätte seinem Leben ein Ende gesetzt, wäre da nicht seine Schwester gewesen. Sophie, das Regenmädchen. Und natürlich Sara.

Deren Worte über allem schwebten, was er tat. *Tapfer trage fort mein Herz.*

Arik spürte, dass er dem Mann im roten Haus vertrauen konnte. Was auch immer die Leute über ihn dachten, was sie über ihn sprachen, murmelnd, mit Angst in der Stimme. Arik berührte seinen Lieblingsbaum, Harvey. Er dachte an Karla, die zu Hause in ihrem Bett lag und vom Himmel träumte, von den Sternen und vom Mond, das zumindest wünschte er ihr.

Er nahm seine Hand von der rauen Baumrinde und hielt sie sich an die Brust, dort, wo sein Herz schlug, ängstlich und tapfer zugleich.

Christoph sah ihn nicht nur, er spürte ihn, so wie er alle Menschen der Stadt spüren konnte, die Lebenden und die Toten. Er fühlte das Herz des Jungen, roch seine Furcht, vernahm seinen Mut.

Sperlinge stoben empor. Zwei Hunde bellten.

Je näher Arik dem Haus kam, desto sicherer fühlte er sich. Geborgen war wohl das richtige Wort dafür. Als würde er nach Hause kommen, an den richtigen Ort. Das Löwenzahnfeld war größer als in Ariks Vorstellung. Von oben hatte es ausgesehen wie eine kleine Wiese mit ausgefransten Rändern. Aber es war keine Wiese, vielmehr eine riesige Fläche – gerade so, wie die Maisfelder,

die die Stadt umschlossen. Natürlich hatte Arik das Haus schon viel früher bemerkt, als er mit seinem Fahrrad die Straße, die durch das kleine Waldstück führte, entlang gefahren war. Er war stehen geblieben, einen Fuß auf den von Frostmulden überzogenen Asphalt gestreckt. Als kleines Kind sieht man Dinge, die es nicht wirklich gibt, das wusste Arik. Traumgebilde, mehr nicht. Und mit jedem Schritt erinnerte er sich deutlicher an diese Traumgebilde. Das viel zu große, himmelblau lackierte Fahrrad mit den schnalzenden Spielkarten zwischen den Speichen. Sein Vater hatte es gehasst. »Wir sind doch keine Zigeuner!«, hatte er gesagt, der Atem nach Schnaps riechend, und die

Spielkarten einfach zerrissen.

Traumgebilde. Fragmente der Erinnerung, die zu Episoden wurden.

Eine Zeit lang war Arik jeden Tag auf dieser Straße gefahren, ob es regnete oder schneite. Nur um zu sehen, ob das Glück funktionieren, sich über das Unglück legen konnte. Sieben Jahre alt, ein schmächtiger Junge mit einer schlafenden Schwester und einem knatternden Fahrrad, das ihn in den Himmel trug. Arik blieb stehen und drehte sich um, blickte hinauf zu Harvey und der dahinter liegenden Straße, die von hier wie ein fast verschwundener Weg aussah. Er erinnerte sich an verloren gegangene Weihnachtstage. So viel Schnee, dass er das Fahrrad hatte

schieben müssen, Zuckerwatte vor seinem Mund. Das rote Haus von Schneeverwehungen beinahe verschluckt, ein rostiges Kaminrohr, aus dem dünne Rauchfinger zu den Schneewolken deuteten. Wie hatte Arik nur vergessen können? Er war an diesen Ort gekommen, um sich zu vergewissern, dass alles gut war und alles gut werden konnte. Er schloss die Augen. Jetzt war das Bild so klar wie nie zuvor: Schneefall, fünf Tage lang, angefangen am Weihnachtsabend. Dennoch hatte auf dem Feld beim roten Haus der Löwenzahn geblüht. Sonnengelbe Blüten, dort und da, überall. Natürlich hatte er Karla davon erzählt, es ihr ins Ohr geflüstert, darauf gehofft, dieses

Wunder würde sie wecken.

»Immer wenn man daran denkt, blüht der Löwenzahn. Jedenfalls wenn man mit Liebe daran denkt, du weißt schon«, sagte eine Stimme plötzlich.

Arik riss die Augen auf. Christoph stand auf der schmalen Veranda, die Leinenhose, das Hemd mit fehlenden Knöpfen blütenweiß, seine Füße nackt. Eine Sekunde lang überlegte Arik, wegzulaufen. Aber er tat es nicht.

»Keine Angst, ich kann nicht in deinen Kopf sehen.« Christoph lachte ein leises, warmes Lachen. »Du hast mit dir selbst geredet, das ist alles. Ich habe, ehrlich gesagt, keine Ahnung, warum das so ist mit dem Löwenzahn. Manche Leute haben diese Gabe. So wie man eine

Gabe dafür hat, lange die Luft anhalten oder drei Kuchen hintereinander essen zu können.« Eine Streichholzflamme züngelte in seiner hohlen Hand. Nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte, sprach er weiter: »Manche Kinder wachen in der Nacht auf und wissen, dass etwas nicht stimmt. Oder sie nehmen einen anderen Weg, weil sie fühlen, dass sonst etwas geschieht. Man kann es Intuition nennen oder einfach nur Instinkt. Wie die Vögel, die das Gewitter spüren, bevor es da ist, und sich einen sichereren Platz suchen. Solche Sachen. Du weißt schon. Wenn die Intuition größer ist als der Verstand sie fassen kann, nennen die Leute das ein Wunder. Glaubst du an Wunder? Jeder

Atemzug ist ein Wunder, oder nicht? Sogar, dass du hier bist, ist ein Wunder.« Zigarettenrauch kam aus seinem Mund, während er sprach, und Asche fiel zu Boden. »Ein Wunder, dass diese Stadt noch nicht verschwunden ist. Soll ich dir sagen, was ich glaube?«

Arik zögerte. Dann nickte er.

»Ich glaube, dass es in schlechten Zeiten immer auch gute Dinge gibt. Geben muss. Ja, ich glaube, dass sich die Dinge ausgleichen müssen. Verstehst du? Vielleicht nicht sofort, aber irgendwann. Irgendwann gleichen sich die Dinge aus. Gut und Böse.« Christoph setzte sich auf die schmale Stufe der Veranda, strich mit seiner Hand über das raue Holz. »Es ist schon eine ganze

Weile her, da hab ich mich das erste Mal gefragt, wann wohl jemand kommen würde. Jemand wie du. Ein Kind. Dann habe ich daran gezweifelt, dass das jemals geschehen würde. So wie man an langen Sommertagen glaubt, es könne nie wieder schneien. Es ist zu weit weg. Unendlich weit weg.«

Arik setzte sich zu Christoph.

»Das Gleichgewicht ist noch nicht vorhanden. Alles ist schief, nichts gerade. Wir tun unser Bestes, ich weiß. Aber es reicht noch nicht. Ich hab ihre Geschichten aufgeschrieben, du kannst sie später sehen. Nur wenn du willst, natürlich. Und das war gut, es war richtig. Eine Zeit lang habe ich sogar geglaubt, es würde reichen. Aber Worte

sind beliebig, wenn auch nicht unwichtig. Manchmal müssen Taten größer sein als Worte. Verstehst du?«

Arik riss ein Löwenzahnblatt ab, zupfte daran. Er schüttelte den Kopf.

Christoph lächelte. »Da ist schon in Ordnung. Wichtig ist, dass du gekommen bist. Wir haben Zeit.«

Ein kühler Sommerwind strich durch die Bäume.

Ariks Worte sollte Christoph nie mehr vergessen. Erschütternd und berührend zugleich: »Wir müssen ihre Herzen fortragen. Und tapfer müssen wir sein.«

Tapfer trage fort mein Herz.

Christoph hielt den Atem an. Und die Welt wurde eine andere.

Frank und Balthasar

Sommer 1999

Die Tabletten aus dem Krankenhaus lagen auf dem schmalen Tisch neben dem Aschenbecher. Wenn er eine davon nahm, musste er nachts einige Male aufstehen und Wasser lassen. Es war zum Verrücktwerden, aber wenigstens passten seine Füße wieder in seine Schuhe. Franks Toilette war ein schmaler Raum mit einem winzigen Fenster. Er liebte den Ausblick: der Himmel bekam eine andere Farbe, die Wolken waren größer, rückten näher. Von hier aus konnte Frank auch den Grabhügel sehen und das Murr-Haus,

die hohen Bäume und die umgeknickten Zaunlatten, wie das Gebiss eines alten Mannes so schief. Er stand da, längst schon fertig, und wusste plötzlich, was zu tun war. Dabei war er eben noch viel zu müde gewesen, um auch nur einem Gedanken zu folgen. Beim Blick auf seine Armbanduhr stellte er fest, dass es fast zwei Uhr morgens war. Das Murr-Haus wurde vom vollen Mond erhellt, der sich in den nachtschwarzen Fensterscheiben spiegelte. Es schien, als würden totenbleiche Gesichter aus den Fenstern sehen, hinein in sein Herz.

Vor Jahren hatte Frank ein Puzzlespiel auf der Müllhalde gefunden. Soweit er sich erinnerte, zeigte das Bild einen Meeresstrand mit Palmen und

Hängematten, am Horizont, über dem tiefblauen Wasser, ein Schwarm Vögel. Die Vögel hatten ihm am besten gefallen. Auf einem der Puzzlestücke waren die Schwanzfedern des größten Vogels abgebildet, vermutlich eine Möwe. Aber so sehr Frank danach suchte, er fand das passende Gegenstück nicht, und nach einigen Tagen war er sogar sicher, dass es nicht in der Packung war. Zwei, drei Wochen lang ließ er das unfertige Puzzle auf dem Tisch liegen und beachtete es nicht weiter. Doch eines Abends, als er von einem Buch aufblickte und darüber nachdachte, noch ein Bier zu trinken, sah er es plötzlich. Vermutlich ein dutzend Mal berührt, umgedreht, zur Seite gelegt. Genauso fühlte sich Frank, als er in

dieser Vollmondnacht aus dem Fenster blickte; auf einmal erschien alles klar. Alle Müdigkeit, jeglicher Wunsch wieder ins Bett zu gehen, waren verschwunden. Frank sah abermals durch das schmale Glasfenster. Und ein Lächeln erhellt sein Gesicht.

Die Schatten an den nur teilweise tapezierten Wänden waren bleich. Frank setzte sich an den Tisch und horchte. Das leise Zirpen der Grillen, das stetige Brummen der Kühlanlage der Leichenhalle. In den Sommermonaten lief sie ständig, auch dann, wenn niemand dort unten ruhte, zwischen den Kerzenständern, den Weihwasserkessel und den Kranzaufhängungen. Der einzige

Raum in der Stadt mit Klimaanlage, die allerdings immer ein wenig zu kühl eingestellt war, damit die Fliegen nicht kamen. Mit Leichtigkeit konnte man sich einen Sommerschnupfen einfangen, die meisten Leute blieben jedoch nicht lange genug in der Halle. Nur Frank machte dieser Ort nichts aus. Im Gegenteil, er fand dort die Ruhe, die er brauchte. Zusammen mit den Toten. Nicht einmal als Kind hatte Frank Angst vor ihnen gehabt. Er mochte die Geräusche, die Klänge seiner Nächte.

Gedankenfetzen in Franks Kopf. Verscharrte Erinnerungen, die sich an die Oberfläche kratzten.

Sein Leben lang hatte Frank nicht wirklich gewusst, wer er war, was sein

Leben zu bedeuten hatte. Er versuchte, sich an seine Kindheit zu erinnern, an die Momente im Bett, kurz vor dem Einschlafen, wenn die Träume so nahe sind, dass man sie berühren, dass man sie einatmen kann. Das Bett an der Wand, in der beide Jungen schliefen. Das zugige Fenster über ihnen. »Und jetzt: Balthasar Stettler für sie am Radiogerät«, murmelte Franks Bruder und kicherte. Seine Stimme tief und geheimnisvoll. »Balthasar.« Frank musste weinen, als er den Namen aussprach. Der Schatten, von dem er geglaubt hatte, er würde ihn erkennen, wurde zu einer Fotografie. Das Dunkle verschwand, entwich für immer.

Sein Bruder. Vier Jahre älter war er

gewesen. Der große Junge mit den schwarzen Haaren und dunklen Augen, mit der Hasenscharte und der feinen Narbe auf der linken Wange. Vaters Gürtelschnalle hatte ihn dort getroffen. Frank schloss die Augen. Ein Herbsttag, verregnet und winterkalt. Balthasar hatte die Haustür nicht richtig verschlossen. Der Wind stemmte sich dagegen und drückte sie auf. Vater wurde wütend. Sehr wütend. Beide Jungs liebten das Radiogerät in der Küche, unter dem Herrgottswinkel. Einschalten durften sie es nur, wenn Vater nicht im Haus war. Wenn er unterwegs war, um Reparaturarbeiten zu verrichten. Damit verdiente er sein Geld, deshalb war er auch oft im Murr-Haus gewesen,

meistens in den Wintermonaten. Frank erinnerte sich, wie er und sein Bruder einmal bei der Kirche gestanden und zum Murr-Haus gesehen hatten. Der erste Schnee war noch frisch. Sie beobachteten, wie ihr Vater auf dem Dach kaputte Schindeln austauschte und den Kamin reparierte. Ein winziger schwarzer Punkt in der Ferne. Ohne es auszusprechen, hatten sich beide Kinder gewünscht, dass er einfach ausrutschen würde, dass der winzige Punkt in der Ferne verschwinden würde. Aber natürlich geschah nichts. Frank dachte an seine kleine Schiefertafel, die an den Ecken aufgesprungen war. Mit einem kleinen Kreidestück hatte er seinem Bruder Sätze für das Radiogerät

geschrieben. Sachen wie: *Und jetzt: Swing-Zeit für Swing-Füße!* oder: *Haben Sie Mundgeruch? Dann rauchen Sie Murr-Zigaretten!* Balthasar hatte seinen Daumen ausgestreckt und in sein Fingermikrofon gesprochen. So leise, dass man es kaum verstehen konnte, aber das war egal, denn es gab zweierlei Stimmen: eine, die aus Balthasars Mund kam, und eine, die in Franks Kopf existierte. Mit tobendem Publikum und klatschenden Händen, mit Big-Band-Musik und Frauen in purpurnen Kleidern.

Franks Blick war nun auf den Friedhof gerichtet. Seine Wangen waren tränennass. Balthasar war keiner von diesen Dummköpfen gewesen. Kinder,

die Nasenpopel aßen oder Frösche an ein Fahrrad banden. Balthasar sah die Welt anders – er veränderte auch Franks Sicht auf das Leben. Frank überfiel erneut das Gefühl, dass er es schaffen konnte. Ein Traum kann wahr werden, wenn man nur fest daran glaubt, wenn man ihn nicht loslässt, ihm zuhört und ihn vor den Zweifeln beschützt.

Ein dreiviertel Jahr später war Balthasar eines Tages nicht nach Hause gekommen. Die Mutter hatte es schon am frühen Nachmittag geahnt, hatte vor dem Haus gewartet, den Rosenkranz zwischen den zittrigen Fingern. Zum frühen Abend hin war sie dann auf die Suche gegangen. Weinend und allein kam sie zurück.

»Der ist doch zu Hause«, hatte Vater gesagt. In seiner Stimme unterdrückte Wut.

»Balthasar ist zu Hause?« Mutter, die ihre Augen weit aufreißt.

»Wer? Von wem sprichst du?«

»Von unserem Kind.« Heiseres Flüstern.

»Ein Balg reicht. Und jetzt ist Ruhe. Aus. Amen!«

Man fand ihn am nächsten Morgen im Getreidesilo zwischen den Maisfeldern, zog ihn an den Beinen heraus, bis er in einer breiten Ackerfurche lag und mit leblosen Augen zum Himmel blickte. Dann brachten sie ihn nach Hause. Zwischen Küche und Flur lag er einen Tag lang aufgebahrt, in dem neuen

weißen Hemd, das ihm Mutter gekauft hatte.

Frank ging zurück in sein Zimmer. »Und als nächstes: Balthasar Stettler mit seiner neuen Radio-Sendung!«, flüsterte er in sein Daumenmikrofon. Tränen und Lachen. Beides ein großer Schmerz.

Verlorene Träume atmen weiter. Leise, unbemerkt, aber dennoch tun sie es, tief im Innern der Menschen versteckt. Sie gehen für eine Weile fort, um wachsen zu können. Und eines Tages kommen sie zurück. Darüber dachte Frank nach, als er am Tisch saß, die schmale Blechbüchse mit den zerbrochenen Zigaretten geöffnet. Eine abgelegte Zigarette glomm auf einer Untertasse, in

einem Becher dampfte starker Kaffee. Eine Bierflasche war geöffnet, doch Frank hatte nichts getrunken. Es wäre falsch gewesen, denn er musste wach bleiben. Wacher als je zuvor in seinem Leben. Er schlug mit der flachen Hand auf seinen nackten Oberschenkel und schüttelte den Kopf. Neben seinem Bett auf der umgedrehten Obstkiste stand ein altes Radiogerät mit Zimmerantenne. Seit seiner Kindheit hatte er nicht mehr daran gedacht, wie sehr er es geliebt hatte. Wie sehr er sich gewünscht hatte, in München bei einem Radiosender zu arbeiten. Für ihn. Und für Balthasar. Er stand auf und schaltete das Telefunk-Radiogerät ein, der Schalter knackte. Ein leises statisches Rauschen, Millionen

Lichtjahre entfernt. Ungeduldig wie ein kleiner Junge drehte er am Knopf. Ein Nachrichtensprecher mit schleppender Stimme war zu hören.

»Swing für Swing-Beine, du Affe!«, sagte Frank und prustete los. »Swing-Swing-Heil! Na, komm schon!«

Knacken und Rauschen, Knistern und Brummen. Dann Glenn Miller. Oh mein Gott, dachte Frank und lachte. Der gute alte Glenn Miller! »Pennsylvania 6-5000« im letzten Drittelpunkt. Der Takt, eine Pause, dann alle zusammen. Als Junge hatte er schon Miller gehört, wenngleich er auch nicht gewusst hatte, was genau er da hörte.

Das Zirpen der Grillen wurde lauter. Die Stimme in Franks Kopf flüsterte:

Wir sind alle Wunderkinder. Allesamt sind wir Wunderkinder, in dem Moment, in dem wir auf die Welt kommen. Gottverfluchte-Scheiß-Wunderkinder. Nur ein kurzer Moment, gerade lange genug, um zu ahnen, was das Leben bedeuten konnte, wenn man es auf den Mund küsst.

Die Glühbirne flackerte wild.

Leichtfüßig tanzte Frank zum Tisch, drehte den Stuhl, nahm eine Zigarette, warf sie in die Luft und fing sie mit dem Mund auf. Rieb ein Zündholz an der Tischkante und paffte herben Rauch durch die unsichtbaren Wolken des Zimmers.

Die Stimme wurde lauter: *Jedes Kind, ob dumm oder gescheit, kommt auf die*

Welt, um sie zu verändern. Und die Wunderkinder schlafen in Särgen mit tonnenschweren Deckeln, weil die Menschen keine Wunder wollen.

»Ruhe! Aber sofort!«, schrie Frank. Die Stimme schwieg.

Der Radiosprecher sagte etwas über das Wetter, aber Frank hörte nicht zu. Er wusste, dass ihn Glenn nicht im Stich lassen würde, nicht in dieser Nacht. Und so war es. »Nach Pennsylvania 6-5000« folgte »In the Mood«.

Menschen beeinflussen andere Menschen, das ist das wahre Wunder. Im Leben und im Tod. Wäre Balthasar nicht gestorben, würde Frank nicht hier sein. Vielleicht würde er gerade mit einer schönen Frau über den Nachthimmel

philosophieren. Irgendwo in Schwabing, in einem kleinen Straßencafé, die Tische schief und die Herzen aufgeregt. Nur einen Atemhauch war er davon entfernt gewesen. Doch Balthasar hatte aufgehört zu atmen, und das hatte aus einem Jungen mit Hoffnung einen Leichenwäscher gemacht.

Frank tanzte durchs Zimmer, vom Sofa zum Tisch und wieder zurück. »Hilf mir, Gott«, flüsterte er und schloss die Augen.

Und Gott tat ihm den Gefallen. Denn er mochte Frank. Und Glenn Miller.

Wann genau Frank die Sperrmüllberge durchsucht hatte, wusste er nicht mehr. 1973, nach dem schrecklichen Herbst,

die Tage verzerrt und unwirklich. Nachdem er den toten Murr im Kinderland gefunden hatte, hatten sich die Lichter in den Fenstern verändert. Frank war sicher, damals hätte alles anders werden können. Das Blechbüchsentelefon hatte im Herbstlicht matt geschimmert, und das hatte Frank gefallen. Die lange Schnur dazwischen schmutzig nass. Kindersachen, die auf den schmalen Gehsteigen darauf warteten, abgeholt und vergessen zu werden. Keine Invasion der Marsmenschen, keine Seuche. Die Welt der Kinder, die immer noch lebten, war kleiner und unscheinbarer geworden. Heute waren jene Kinder von damals die schlimmsten

Erwachsenen. Als hätte der Tod von Sara, Robert und Alfons ihr Herz entzwei gerissen, als wären sie der Liebe entwachsen und zu Wintermenschen geworden.

Unter der Leichenhalle gab es einen Keller. Früher hatte man dort die Leichen aufgebahrt, bei denen man sich nicht ganz sicher war. Wiedergänger, Untote. Gestalten, die um Mitternacht wieder aufstehen, den Bauch gebläht, die Haut aufgerissen. Auf einer schweren Eichenholzpritsche festgenagelt mit langen Zimmermannsnägeln. Ein Mühlstein, den zwei starke Männer tragen mussten, in ihren Schoß gelegt. Eine Zeit lang, das hatte Frank in langen Winternächten von den Ältesten gehört,

hatte man vorsichtshalber jeden Toten in den Keller gebracht. Vor allem die Kinder, die plötzlich leblos im Bett gelegen waren. Denen der Teufel seine Hand auf die Stirn gelegt hatte, um sie schlafend zu machen. Nur schlafend, damit sie auferstehen konnten, um das Vieh zu töten, um die Häuser niederzubrennen, um die Kehlen der Väter und Mütter durchzubeißen. In der Zeit um 1900 hatte man diese Leichen nahe der Kirche vergraben, nachdem man ihnen das Herz herausgeschnitten und den Kopf abgetrennt hatte. Die Herzen in Leintüchern gewickelt, in Weidenkörbe gelegt. Einmal im Monat sei der Pfarrer mit diesem Weidenkorb nach Altötting gefahren, um sie mit

Weihwasser von allen Sünden reinzuwaschen. Ob es tatsächlich stimmte, dass man danach die Herzen im Pfarrhof über einem heiligen Feuer der Sterbekreuze gebraten und gegessen hatte, wusste Frank nicht. Aber er wusste sehr wohl, dass es nicht unwahrscheinlich war. Heute gab es im Keller nur noch Regale und alte bemalte Heiligenfiguren aus Gips, die längst an Farbe verloren hatten. Der jetzige Pfarrer Heller, ein saufender Dummkopf, wusste vermutlich nicht einmal davon. Manchmal hatte Frank das Gefühl, der Priester fürchte sich vor diesem Ort, Franks Ort, der Leichenhalle. Zwischen Staub und Mäusedreck hatte Frank seine Sachen im Keller verstaut. Dinge, die er

mochte, die ihm gefielen. Wertlos das meiste davon, sicherlich. Das Blechbüchsentelefon lag auf der oberen Ablage, die Schnur hing wie eine schlafende Schlange herunter. Vorsichtig nahm er es in die Hände, rieb es an seinem Hemd.

»Und heute nur für Sie: Big Time, Swing Time!«, flüsterte Frank in eine der Blechdosen. Keine Antwort.

Frank kicherte.

Noch nicht.

Erinnerungen

Sommer 1999

Arik betrat das Zimmer und ihm wurde sofort schwindlig. Als säße er in einem Riesenrad, das ruckelnd zum Stehen kommt, an der höchsten Stelle, nahe den Wolken. Er roch Tabak, Kaffee und Sandelholz. Berührte den Schreibtisch mit den eingeritzten Buchstaben.

Betrachtete die bis zur Decke gestapelten Schachteln und Kisten.

»Es ist richtig«, sagte er leise.
Christoph nickte.

Aus dem hinteren Zimmer hörten sie den blechernen Klang des Windspiels, das im Fensterrahmen hing. Spürten den

Wind, der sanft durch die Räume strich und vom Kinderland berichtete.

»Erzähl mir davon.«

Arik blickte zu Christoph. Er fragte sich, wie alt er sein mochte. Draußen auf der Veranda hatte Arik noch geglaubt, er sei ein alter Mann, weit über fünfzig Jahre alt. Aber jetzt war er sich nicht mehr sicher. Es waren die Augen, die ihn überraschten. Hell, klar und warm, die Augen eines Jungen. Ein Schauder zog über Ariks Rücken, verblieb eine Sekunde und verschwand wieder. Er ging an der Wand entlang, die Kisten im Blick.

»Wovon?«

»Von dem Traum. Du weißt schon. Dem Traum der Träume. Es gibt ihn.«

Christoph setzte sich an den Schreibtisch und zündete sich eine Zigarette an.

Arik blieb vor dem Fenster stehen. Von hier aus sah das Löwenzahntfeld wieder überschaubar aus, wie ein kleiner Garten. Er fühlte sich besser, beinahe wohl, jedoch ohne Ruhe im Herzen. Dann fiel ihm der wiederkehrende Traum ein. Sein Mund wurde trocken.

»Woher ...?« Ariks Stimme brach. Er fühlte sich wie ein Junge, den man beim Stehlen erwischt hatte.

Christoph schüttelte den Kopf und lächelte. »Versteh mich nicht falsch. Ich kann keine Gedanken lesen, jedenfalls nicht so, wie du gerade denkst. Aber mit diesem Traum ist es wie mit ...«

Christoph suchte nach den richtigen

Worten, seine Lippen bewegten sich, hielten inne, dann, ein neuer Versuch. »Zwischen den Namen, von denen ich träume, ist etwas. Es hat mit Sara zu tun, aber auch mit Karla. Als würden sich zwei Bilder aufeinander legen, verstehst du? Ich kann es nicht richtig beschreiben, nicht einmal darüber schreiben kann ich. *Trage tapfer fort mein Herz* – das ist alles.«

Eine Wolke zog vor die Sonne, das Licht veränderte sich. Schattenmalereien.

Arik schloss die Augen und sagte: »Es sind die Herzen.«

Christoph hob den Kopf. Sein Blick wurde ernst. »Die Herzen?«

»Ja, die Herzen. Es sind keine Bilder,

die sich aufeinanderlegen, sondern Herzen. In Karla ist irgendwie Sara. Ihr Herzschlag jedenfalls. Sie haben einen gemeinsamen Ort. Wenn ich neben meiner Schwester liege und einschlafe, also kurz vor dem Einschlafen, dann kann ich diesen Ort manchmal spüren. Sehen.«

Die Zigarette in Christophs Hand zitterte. Er nahm einen tiefen Zug, dann drückte er sie im Aschenbecher aus, ein leises Knistern, dann Stille.

»Es ist dieser kurze Moment vor dem Einschlafen, wenn man Angst hat, zu fallen. Wenn man erschrickt. Dann sehe ich sie.«

»Du siehst Sara?« Christoph schluckte. Seine Augen brannten.

»Im Traum weiß man alles, so ist es doch.«

Christoph zog die Schublade auf und holte eine Fotografie hervor, zeigte sie dem Jungen.

»Ja, das ist sie.«

Christophs Herz stolperte. Er hatte die Fotografie zwischen den Sachen gefunden, die auf dem schmalen Straßenstreifen vor ihrem Haus gelegen hatten. Ein lächelndes Mädchen mit Spangen und Bändern im blonden Haar, hinter ihr ein Haus, ein Gartenzaun. Ein Hund im Hintergrund, voller Neugier in die Kamera blickend.

»Sie sind Freundinnen. Ich glaube, sie mögen sich sehr.«

Christoph strich sachte über die

Fotografie und legte sie neben den Stapel Papier.

»Was siehst du noch in diesem Traum?«

Arik zögerte. »Es kommen Menschen zu ihnen. Viele. Sie müssen sich runterbeugen zu Sara und Karla. Sie haben irgendwie Angst. Sie beugen sich und küssen die Mädchen auf die Wangen.«

»Was geschieht dann? Nach dem Kuss?«

»Ich weiß es nicht. Es ist seltsam. Und es macht mir Angst. Diese Leute schreien. Als hätten sie Schmerzen. Unendlich große Schmerzen.«

Arik hatte wahllos eine der Schachteln herausgezogen und geöffnet. *Murrs-*

Zigaretten stand darauf, aber auch ein Name: *Michael Sandner*. Ein merkwürdiges Zimmer voller Kisten und Gedanken, voller Erinnerungen und Träume.

»Glauben Sie, sie bestrafen die Menschen?«

Christoph hatte Arik hierher gebracht, um ihm zu zeigen, was er nicht ausdrücken konnte. Arik war nicht überrascht gewesen, vielmehr erleichtert, als wenn beim Topfschlagen die Augenbinde verrutscht, und man endlich weiß, in welche Richtung man kriechen muss.

Christoph dachte noch über eine Antwort nach, als Arik eine weitere Frage stellte: »Und all diese Kisten hat

der alte Murr gesammelt?«

»Ich bin mir ziemlich sicher. Es gibt Menschen, die etwas Besonderes sind. Du weißt schon, anders. Ich denke, Murr war so einer. Vielleicht hat ihm auch jemand geholfen, wer weiß? Kinder vielleicht.«

»Oder Geister.« Arik lächelte.

Christoph erwiderte sein Lächeln.

»Oder Geister.« Dann sagte er: »Ja, das tun sie.«

Arik sah ihn fragend an.

»Karla und Sara hätten jedes Recht, die Menschen zu bestrafen.«

Arik nickte nur. Natürlich wollte er wissen, warum das so war. Aber er hatte Angst vor der Antwort. Stattdessen öffnete er eine weitere Zigarettenkiste.

Eine leere Colaflasche lag darin, die anderen Habseligkeiten rollten auf dem Schachtelboden umher: ein Spielzeugauto, eine rote Clownschnase und ein gelbes U-Boot aus Plastik. Arik las den Namen auf der Außenseite der Kiste: *Albert Sternen*.

»Wird in diesem Herbst wieder etwas geschehen?«, fragte er plötzlich.

Christoph sah zu dem Jungen auf. »Ja!« Arik legte die Schachtel zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, sein wild pochendes Herz beschützend.

»Aber wir können ein Wunder geschehen lassen«, sagte Christoph und faltete die Hände wie zu einem Gebet.

Ariks Brustkorb hob und senkte sich immer schneller.

Sie betrachteten einander, Christoph und Arik, während ein Windhauch durch das rote Haus strich. Während die Wolken nach Osten zogen, einige Grillen erwachten und der Himmel die Farbe wechselte.

»Wir holten die Kinder zurück«, sagte Christoph. »Alle.«

Und in diesem Moment wusste Arik, dass der Knochenmann ihn niemals belügen würde.

Vorschau



Am 07.02.2014 erscheint der vierte Teil der Reihe *Kinderland* von Richard Lorenz: »Herbstgebete«.

Weitere Informationen zur Reihe finden Sie unter

www.heypublishing.com/kinderland.

Bleiben Sie mit unserem eBook-Newsletter über weitere Neuerscheinungen informiert.